



MLU

**HUMAN GEOGRAPHY
WORKING PAPER SERIES**

Issue 1 (2020)

Corresponding Author:

Jonathan Everts, Martin-Luther-University Halle-Wittenberg
jonathan.everts@geo.uni-halle.de

Suggested Citation:

Winkler, N. et al. (2020): „Am Treff“ in Halle-Neustadt: ethnographische Einblicke in die dynamische Entwicklung einer ostdeutschen Großwohnsiedlung. MLU Human Geography Working Paper Series, Issue 1.

Editor:

Jonathan Everts, Martin-Luther-University Halle-Wittenberg

Handling Editor:

Florian Ringel, Martin-Luther-University Halle-Wittenberg

Copy Editor:

Katrin Viviane Kurten, geo-lektorat

Publisher:

Self-Publishing, Human Geography Working Group, Martin-Luther-University Halle-Wittenberg, Halle (Saale)

Publication frequency:

irregular

„Am Treff“ in Halle-Neustadt: ethnographische Einblicke in die dynamische Entwicklung einer ostdeutschen Großwohnsiedlung

Nora Winkler, Chiara Herzog, Sarah Knechtel, Lena Pillat,
Tom Felix Rieck, Jannis Schulze, Lisa Wudy & Jonathan Everts

Keywords: Halle-Neustadt, Plattenbau, Stadtforschung, Ethnographie, Diversität, Stigmatisierung

The article presents the findings of ethnographic research at a central place within Halle-Neustadt. Halle-Neustadt consists mainly of large concrete blocks of housing estates built during GDR times. Meanwhile, Neustadt is reunited with the old city of Halle (Saale). Neustadt counts as a marginalized and stigmatized place. This is both true in relation to the most recent segregation trends as well as the mainly negative stereotypes transported by the general media. In this paper, we seek to employ the perspective on lifeworlds, everyday life and encounters in public places to offer a more nuanced understanding in contrast to the stigmatizing public discourse. Participant observation and interviewing of passers-by as well as shopkeepers at the place “Am Treff” revealed four themes that are relevant when assessing the current dynamics of the social and urban fabric of Halle-Neustadt. (1) The diversity of the place and its people needs to be acknowledged –there are many young families, often migrants, moving into Neustadt. (2) Many encounters take place in public and semi-public spaces. Who talks to whom and for how long depends on gender as well as age and ethnicity. (3) People are well aware of the social and ethnic differences within Halle-Neustadt and conflicts revolve around the fault line that divides older from younger people or young families (although the ethnicity is often foregrounded as the main difference). (4) Social change is happening fast in Halle-Neustadt. On the whole, the place is transitioning rapidly from overwhelmingly white working class, now retired residents to young families and migrants. This is also reflected by the types of businesses present at the place of our research, e.g. the “Orienta” supermarket and the newly opened “oriental restaurant”. We infer from our findings that the residents of Halle-Neustadt, old and new, need to be empowered and more generally involved in creating the future of their part of the city.

1. Einleitung

Zu Halle-Neustadt liegen mehrere quantitative empirische Studien vor, die die Tendenzen zur sozialräumlichen Segregation nachweisen (z.B. Bernt & Hausmann 2019; Helbig & Jähnen 2018). Halle-Neustadt ist im Vergleich zur Gesamtstadt Halle (Saale) sozioökonomisch benachteiligt und weist hohe Armutsraten auf. Zusätzlich hat die Neustadt in den vergangenen Jahren eine Veränderung erfahren durch den überdurchschnittlichen Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund, verbunden mit deren Ablehnung durch einen Teil der alteingesessenen Bevölkerung, was sich u.a. im Wahlverhalten zeigt (Everts et al. 2020). Die mediale Darstellung neigt dazu, die Neustadt negativ darzustellen, und trägt so zur Stigmatisierung des Stadtteils bei (z.B. durch die 2017 im ZDF ausgestrahlte Dokumentation „Endstation Plattenbau? Wo die Armut wohnt“).

Aktuelle städtebauliche und politische Interventionen im Stadtteil haben eine bauliche, demographische und soziale Stabilisierung, Desegregation und positive Imagebildung zum Ziel. Allerdings ist dabei die innere Differenz und Vielfalt des Stadtteils aus unserer Perspektive bisher nur unzureichend berücksichtigt worden. Eine eingehendere Betrachtung des kleinräumlichen Alltags kann dazu beitragen, einer Stigmatisierung entgegenzuwirken, und gleichzeitig weitere konkrete Ansatzpunkte für Interventionen geben.

In diesem Bericht bieten wir – eine Seminargruppe aus der Humangeographie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg – ethnographische Einblicke in einen Ausschnitt des Alltags von Einwohner*innen Halle-Neustadts, die wir über ein Jahr hinweg in einem Teilgebiet der Südlichen Neustadt erhoben haben. Ethnographie verstehen wir hier als einen Forschungsstil, der sich auf die individuellen Subjekte und deren Bedürfnisse, Praktiken, Wege und Wahrnehmungen einlässt und an einem internen Blick auf die heterogenen Nachbarschaften und deren Bewohner*innen interessiert ist.

2. Großwohnsiedlungen und Stigmatisierung

Großwohnsiedlungen waren nach dem Zweiten Weltkrieg eine attraktive Alternative zu den oftmals dunklen, sanierungsbedürftigen und engen Innenstadtwohnungen. Heute wiederum haben viele Quartiere mit Großwohnsiedlungen ein schlechtes Image, da sie ihrerseits Erneuerungsbedarf haben und städtebaulich nicht mehr im Trend liegen. In nahezu allen europäischen Ländern sind Großwohnsiedlungen ein Thema für die Stadtentwicklungspolitik (vgl. Wassenberg 2004: 223ff; Pasternack 2019a; Bernt & Hausmann 2019). Viele der in Block- oder Plattenbauweise errichteten Wohnkomplexe sind staatlich oder genossenschaftlich getragen. Diese Wohnungen sind insbesondere für Menschen und Haushalte mit geringem Einkommen wichtig, was wiederum die Stigmatisierung von Großwohnsiedlungen und ihren Bewohner*innen verstärkt (Jacobs & Flanagan 2013: 332).

Diese Stigmatisierung von Großwohnsiedlungen und Sozialwohnungen hemmt Bestrebungen der Umgestaltung sowie der Stadtentwicklung und hat negative Auswirkungen auf das Leben der Bewohner*innen, beispielsweise in Bezug auf den Zugang zu Arbeitsplätzen, Ausbildungsmöglichkeiten und sozialen Netzwerken, aber auch im Hinblick auf Gesundheit, Wohlbefinden, Selbstwertgefühl und Identifikation mit dem Wohnort (Jacobs et al. 2011: 19). Eine solche Übertragung von einem Stigma des Raumes auf die Menschen vor Ort konnte durch empirische Forschung vielfach nachgewiesen werden. Reuter et al. (2009) berichten zum Beispiel von Niedriglohnquartieren in Kanada, in denen sich die befragten Personen als „being labelled“, „being a stereotype“ und „looked at and treated differently“ beschreiben.

Fremdzuschreibungen werden durch Medien verstärkt und formen im Lauf der Zeit hegemoniale und äußerst beständige Narrative (Jacobs et al. 2011: 13; Jacobs & Flanagan 2013: 321). Dabei besteht oftmals eine Diskrepanz zwischen auf Stereotypen basierender Außenwahrnehmung und der Innenwahrnehmung der Anwohner*innen, die sich stärker an den materiellen und sozialen Charakteristika der Nachbarschaft orientiert (Dean & Hastings 2000). Akademische und öffentliche Darstellungen produzieren einen Diskurs der Andersartigkeit und Normabweichung, der den gelebten Erfahrungen der Bewohner*innen in den Quartieren selten gerecht wird oder gar diametral gegenübersteht (Jacobs & Flanagan 2013: 333).

Mit Bourdieu konstatieren wir, dass jede Forschung ihre Forschungsgegenstände selbst hervorbringt und damit eine Mitverantwortung für die gesellschaftliche und wissenschaftliche Konstruktion dieser Forschungsgegenstände trägt (Bourdieu 1998: 49). Mit Bezug auf das Thema der Großwohnsiedlungen bedeutet das für uns, kritisch mit den gesellschaftlichen und eigenen Erwartungshaltungen umzugehen und einer *self-fulfilling prophecy* (Merton 1995: 399ff) in der Raumwahrnehmung entgegenzuwirken. Wie einleitend bereits angedeutet, werden wir im Folgenden die Großwohnsiedlung Halle-Neustadt aus der Alltagsperspektive heraus untersuchen und dabei Stigmatisierungen möglichst vermeiden. Als Ansatz dient uns dafür die ethnographische Stadtforschung, an die wir methodisch und konzeptionell anknüpfen.

3. Ethnographische Stadtforschung

Mit Ursprüngen in der Chicagoer Schule entwickelte sich aus der von William Foote Whyte (1993 [1943]) publizierte Schrift zur „Street Corner Society“ eine sich in der Soziologie, Anthropologie und Geographie ausbreitende und zunehmend ausdifferenzierte Forschung, die das intime und langfristige Eintauchen in das Alltagsleben von urbanen Gruppen als Ausgangspunkt wählt. Der Fokus auf subjektive Perspektiven, Praktiken und Diskurse, weg von absoluten Beschreibungen und hin zu dem Wissen von unten und von den Rändern her, lenkt den Blick auf Verbindungen und Schnittstellen sowie auf die Besonderheiten und lokalen Konfigurationen sozialer Phänomene (Welz 2010; Jürgens 2015; Dörfler & Rothfuß 2018; Imilian & Marquez 2019). Unter dem Begriff der phänomenologischen oder auch lebensweltlichen Forschung, zurückgeführt auf die Überlegungen von Edmund Husserl und weiterentwickelt durch Alfred Schütz, haben sich seit den 1970er Jahren verschiedene methodische Herangehensweisen in den Sozialwissenschaften entwickelt, die sich diesem interpretativ-verstehenden Forschungsparadigma verpflichtet fühlen. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Lebenswelt, eine subjektive Teilwelt des Alltags, die von den Individuen im jeweiligen sozialräumlichen Kontext „praktiziert“ wird. Das Individuum durchläuft in seinem

täglichen Dasein mehrere unterschiedliche Lebenswelten mit jeweils anderen Normen, Wertvorstellungen, Sprech- und Handlungspraktiken, die jeweils räumlich und zeitlich eingebettet sind, sich überlappen oder aber sehr verschieden sind (vgl. hierzu Hitzler & Eberle 2000; Honer 2011; Dörfler & Rothfuß 2018; Reda & Runkel 2019). Trotz des subjektiven Charakters dieser Erfahrungswelten teilen sich die Individuen die konstituierenden Faktoren partiell immer mit anderen Subjekten, zumal diese dynamisch aus pluralen sozialen Diskursen und Aushandlungsprozessen hervorgehen, sodass sich die subjektiven Relevanzsysteme in diesem „Puzzle“ (Hitzler & Honer 1988: 496) der kleinen Lebenswelten überschneiden: „Der Bestand an gemeinsamen Überzeugungen erst ermöglicht und bestimmt unser Alltagsleben, das immer ein *Zusammenleben* ist. In gewisser Weise also teilt das Subjekt seine je konkrete Lebenswelt mit anderen“ (Honer 2011: 16, Herv. i. Org.). Aus geographischer Perspektive könnte somit – eher mit der Brille offener, sich gegenseitig konstituierender Assemblagen als mit der abgeschlossener Containerräume (Anderson et al. 2012) – davon ausgegangen werden, dass in einem bestimmten Raum, beispielsweise einer Nachbarschaft, zwar diverse Lebenswelten Tür an Tür existieren, diese sich aber, beeinflusst durch den soziomateriellen Kontext, auch in einigen Zügen der Erfahrungsdimensionen überschneiden.

Eine raumbezogene ethnographische Forschung hat somit den Anspruch, in die Lebenswelten der einzelnen Subjekte einzutauchen, indem Forscher*innen in einem ersten Schritt versuchen, die Perspektive der Akteure einzunehmen, ihre Bedeutungskategorien zu verstehen und bestenfalls über eine temporäre Mitgliedschaft aktiv am sozialen Geschehen teilzunehmen. Dabei sind sich die Forschenden zugleich bewusst, dass der eigene Körper das Hauptinstrument für das Sammeln von Eindrücken und Erfahrungen ist und diese fortlaufend reflektiert werden müssen (Madden 2017: 19). Eine Schwierigkeit hierbei zeigen Honer und Hitzler auf: „[Q]ualitative‘ researchers tend not to initially interpret descriptions of experiences as *descriptions* of experiences, but rather to immediately and primarily interpret them as descriptions of *experiences* and then to present them as experiences rather than descriptions“ (Honer & Hitzler 2015: 551, Herv. i. Org.). In einem zweiten Schritt kann durch das Zusammenführen einzelner Beobachtungsperspektiven versucht werden, die geteilten Aspekte der Lebenswelten in Form von Wegen, Wahrnehmungen, Praktiken und Emotionen zu identifizieren, um die dahinterliegenden sozialen Dynamiken an diesem lokalen Ausschnitt darzustellen und einzuordnen.

Beispielhaft für dieses „Vor-Ort-Gehen“ und Eintauchen in verschiedene Lebenswelten, um das alltägliche Geschehen hinter geläufigen Stigmata und Statistiken darstellen zu können, sind die Arbeiten von Honer (2011) zu Alltag und internen Sinnstrukturen von Handwerker*innen

und Bodybuilder*innen. Im Kontext der urbanen Quartiersforschung möchten wir auch auf die von Benkel (2010a, 2010b) herausgegebene Sammlung zum Frankfurter Bahnhofsviertel hinweisen, in der durch zahlreiche Einzelfeldstudien der Versuch unternommen wird, sich der Perspektive der Menschen vor Ort anzunähern – jenseits der medialen Berichterstattung über Drogenkonsum, Prostitution und Kriminalität. Als ursächlich für die Einstufung von Großstadtquartieren als Problemzonen sieht Benkel die fehlende Korrespondenz zwischen dem lokalen Wissen und der „urteilenden Jury[, die] einen gehörigen Sicherheitsabstand wahrht“ (Benkel 2010a: 7). Dieses Phänomen wurde auch von Dean und Hastings (2000) beschrieben: In ihrer Forschung zu Wohnblöcken mit Sozialwohnungen in Großbritannien untersuchten sie, inwieweit die staatlichen Erneuerungsmaßnahmen vor Ort von verschiedenen internen und externen Akteuren wahrgenommen wurden. Sie fanden heraus, dass Außenstehende Vorurteile und wenig Wissen über die Siedlung hatten, während die Bewohner*innen selbst vielfach Vorteile der Wohnumgebung und Neuerungen hervorhoben. Das Image eines Stadtteils kann aber nicht allein durch bauliche Erneuerung oder Marketingstrategien verändert werden. Denn von innen betrachtet, ändern sich Quartiere schneller als ihre Reputation (Wassenberg 2004). Auch für die Stadt Chemnitz halten Glorius und Manz (2018) fest, dass es eine Lücke zwischen der externen Repräsentation (als postindustrielle Stadt der Moderne) und der lokalen Identität bzw. der individuellen Identifikationsprozesse gibt.

So unterschiedlich diese exemplarischen Studien auch bezüglich des thematischen Fokus und der jeweils fachspezifischen Titulierung der theoretischen Grundlagen – life worlds, non-representational ethnography, socioscapas etc. (Hitzler & Honer 1988; Albrow 1997; Vannini 2015; Dörfler & Rothfuß 2018) – sein mögen, so wird doch in allen die Forderung nach dem langfristigen Eintauchen, Hinterfragen und Neuerzählen von internen, subjektiven und kollektiven Perspektiven auf die gelebten urbanen Umwelten hinter den geläufigen und simplifizierenden Stigmatisierungen deutlich, um wissenschaftliche und politische Programme gemäß den Bedürfnissen vor Ort anpassen zu können. Bevor das untersuchte Teilquartier in Halle-Neustadt unter diesem Anspruch näher beleuchtet wird, stellen wir die geschichtliche, demographische und sozioökonomische Situation des Stadtteils dar.

4. Kontext Halle-Neustadt

Im Jahr 1964 wurde der Grundstein für die „sozialistische Chemiarbeiterstadt“ (Feldmann 2019: 37), den heutigen Stadtteil Halle-Neustadt, gelegt. Mit dem Ziel, die gewachsene Arbeiterschaft der Chemiefabriken in Leuna und Buna in einer eigenständigen Stadt komfortabel, zentral und in guter Anbindung an die Arbeitsstätte unterzubringen, erfolgte in

den kommenden Jahren die schrittweise Umsetzung westlich der Altstadt von Halle (Saale) hinter der Saaleaue. Halle-Neustadt sollte als Modellstadt der DDR die Überlegenheit des sozialistischen Systems gegenüber dem Westen demonstrieren, ein modernes Vorbild für die Zukunft sein und dabei gleichzeitig das Problem des qualitativ und quantitativ mangelhaften Wohnungsmarktes lösen (Pasternack 2019b: 28). In der ganzen DDR gab es im Zuge des Wiederaufbaus ähnliche Bauprojekte für Großwohnsiedlungen – bis zu den 1960er Jahren noch in Blockbauweise, danach bis in die 1980er Jahre hinein als Plattenbauten (Aehnelt 2018). Im Jahr 1989 lebte gut ein Drittel der Bevölkerung in diesen Siedlungen.

Halle-Neustadt war das größte Projekt zur Errichtung einer eigenständigen Trabantenstadt mit 30.000 Wohneinheiten und hatte einen hohen Modell- und Symbolcharakter (Helbig & Jähnen 2018: 99; Pasternack 2019b: 25). In Jahren seit der Gründung bis Anfang der 1980er wuchs die Bevölkerung Halle-Neustadts auf 93.000 Einwohner an (Helbig & Jähnen 2018: 99). Unter den Bewohner*innen fanden sich zu diesem Zeitpunkt längst schon andere Gruppen als nur die Chemiarbeiter*innen. Viele Menschen zog es aus den als eng, dunkel, unmodern und unsauber empfundenen altstädtischen Bauten in die modernen Wohnkomplexe mit komfortabler Ausstattung (warmes Wasser, Zentralheizung, Innentoilette) und infrastruktureller Anbindung, viel Grün und Raum (Pasternack 2019b: 25). Halle-Neustadt war zugleich eine sehr junge Stadt, da insbesondere junge Familien zuzogen. Der Altersdurchschnitt lag 1972 bei 24,4 Jahren. Kinder stellten ein Drittel der Bevölkerung (ebenda: 35).

Die damals eigenständige Stadt florierte und bot sowohl Arbeiter*innen als auch Beamt*innen und Akademiker*innen gleichermaßen ein geschätztes Maß an Wohn- und Lebensqualität. Trotzdem polarisierten die Meinungen über Halle-Neustadt von Beginn an: „[E]s war dauerhaft Idee und Experiment, Lebensort und Provokation“ (Pasternack 2019b: 25). Das Planen und Erbauen einer ganzen Stadt mit Hochhäusern und Plattenbauten lief den geläufigen Vorstellungen des organischen Stadtwachstums entgegen, es wurde als künstlich und hinderlich für das soziale Funktionieren des städtischen Raumes empfunden (Noell 2014). Und auch die Bewohner*innen waren hin- und hergerissen zwischen dem gebotenen Wohnkomfort und den lang andauernden, großflächigen Baumaßnahmen, welche die versprochene Idylle in die Ferne rücken ließen. Zudem erwiesen sich einige Elemente als Fehlplanungen. Beispielsweise sollte die von Ost nach West verlaufende Magistrale auch als Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Wohnkomplexen fungieren, führte aber durch die Umsetzung als vier- bis sechsspurige Straße eher zur Trennung der einzelnen Gebiete Neustadts (Pasternack 2019b: 28). Das Ziel einer „eindeutigen“ Stadt (ebenda: 30) ohne Deutungsoffenheiten oder Zielkonflikte konnte trotz der umfassenden architektonischen Vorplanung nicht immer

umgesetzt werden und hatte teilweise schon von Beginn an zur Spaltung der Bewohnergruppen beigetragen. So gab es zum Beispiel für die Entfaltung der heranwachsenden Jugendlichen kaum Freiräume in der Stadtgestaltung. Der Individualismus wurde nur innerhalb enger sozialistischer Grenzen geduldet. „Halle-Neustadt hat gewiss Beachtliches für Mehrheiten geleistet. Minderheiten allerdings und deren Ansprüche waren in der Stadtkonzeption nicht vorgesehen“ (Pasternack 2019b: 35).

Trotz dieser städtebaulichen Kontroversen waren Halle-Neustadt und auch andere Plattenbausiedlungen bis zum Ende der DDR beliebte Wohnorte, in denen es aufgrund der verteilenden Wohnungspolitik nur geringe Formen der sozialen Segregation gab (Helbig & Jähnen 2018: 100). Nachbarschaftliche Verhältnisse wurden gezielt gefördert, unter anderem durch solidarische Aufräumaktionen („Subbotnik“). Nach dem Mauerfall kehrte sich jedoch das Bild. Bereits 1990 wurde Halle-Neustadt wieder der Stadt Halle (Saale) eingegliedert. Die erste große Veränderung entstand durch den Zusammenbruch der Chemieindustrie: Die bis dato in Halle-Neustadt ansässigen Arbeiter*innen wurden zum Großteil arbeitslos und zogen in den folgenden Jahren auf der Suche nach Arbeit weg (ebenda: 101). Die zweite Welle des Fortzugs setzte einige Jahre später in Verbindung mit einer verzögerten Suburbanisierung im Stadtgebiet Halle (Saale) ein. Durch die Währungsunion und die geringen Ersparnisse der Ostdeutschen dauerte es einige Jahre, bis diese ein gewisses Vermögen zur Errichtung eines Eigenheims im suburbanen Raum zusammengespart hatten. Ab den 2000er Jahren verließen nun vor allem ökonomisch gut situierte Bewohner*innen Halle-Neustadt (ebenda). Im Zusammenspiel mit der Sanierung der Altbauten im Stadtkern und der fortlaufenden Mietsenkung in Halle-Neustadt kam es in den vergangenen dreißig Jahren zu einer Segregation der Einkommens- und sozialen Einwohnerklassen innerhalb des Stadtgebiets. Der Akademikeranteil in Neustadt läuft mittlerweile gegen Null, die Zahlen der Personen ohne Erwerbstätigkeit finden hier hingegen ihren Peak, wobei es innerhalb der Neustadt Unterschiede gibt (vgl. Helbig & Jähnen 2018; Bernt 2019).

Ein weiterer großer Einschnitt ergab sich aus der Stadtumbaupolitik, die (nicht intendiert) ebenfalls zur sozialen Segregation beitrug. Das Zusammenspiel aus Wegzug und der Entstaatlichung sowie schrittweisen Privatisierung der Wohngebäude führte dazu, dass die Gebäude allmählich und ohne kommunalen Kontrolleinfluss baufällig wurden. Im Nachhinein gesehen war der „Stadtumbau Ost“ Teil des Problems. Dieser sah eine Schrumpfung von außen nach innen durch den Abriss der Gebiete am Stadtrand vor (vgl. Gribat & Huxley 2015). Die Außengebiete sollten in Grünflächen umgebaut werden und der Umzug der Bewohner*innen in die inneren Gebiete zur Aufwertung der verbliebenen Bebauung beitragen (vgl. Pasternack

2019a, 2019c). Tatsächlich aber wurden die weiter außen liegenden Wohnhäuser privatisiert und die vom Umbau vermeintlich profitierenden inneren Gebiete aus den Förderprogrammen herausgenommen. Diese Grundorientierung hatte zur Folge, dass das erklärte Umstrukturierungsgebiet keine Mittel aus Förderprogrammen erhielt und keine Instandsetzung bzw. Erneuerung städtischer Infrastruktur (Schulen, Kitas, Spielplätze) erfolgte.

Die Umbaustrategie in den äußeren Bereichen wiederum konnte wegen der vor Ort aktiven Wohnungsunternehmen nicht mehr umgesetzt werden (Bernt 2019: 85). Staatliche Wohnungsprogramme sorgten in zwei Wellen für einen Privatisierungszwang für Wohneinheiten in den neuen Bundesländern, unter anderem mit dem Ziel, bisherige Bewohner*innen zu Eigentümer*innen zu machen. Die wenigsten Mieter*innen hatten jedoch den Anspruch oder die Mittel, um ihre Wohnungen zu erwerben. Zur Erfüllung der Privatisierungsquoten wurden Mittelparteien in Form privater Investoren mit dem Vorsatz der kurzfristigen Lückenfüllung eingesetzt. Diese konnten die Objekte zu extrem günstigen Konditionen erwerben. Das Konzept ging nicht auf, und die Mittler wurden zu dauerhaften Akteuren des Wohnungsmarktes in den Großwohnsiedlungen. Dieser Effekt verstärkte sich noch, nachdem einige Wohnungsgenossenschaften Insolvenz anmeldeten und übernommen werden konnten.

Die privaten Wohnungsunternehmen bedienen zunehmend internationale Investoren, die auf eine stabile und regelmäßige Rendite setzen (vgl. Bernt et al. 2017). Hierzu wurden im Lauf der Jahre ganz eigene Geschäftsmodelle, basierend auf dem Prinzip des „Gewinnmaximierungsmodell[s] von niedrigen Kaufpreisen mit niedrigen Finanzierungskosten, niedrige Service- und Wartungsgebühren und garantierte Mieteinnahmen“ (Bernt 2019: 83), entwickelt. Begünstigt wurde dies durch die Arbeitsmarktreformen im Jahr 2010, die Personen ohne feste Anstellung neben der Grundsicherungsleistung für erwerbsfähige Leistungsberechtigte nach dem Zweiten Buch des Sozialgesetzbuchs (SGB-II-/Hartz-IV-Empfänger) eine feste, staatlich finanzierte Summe zur Mietdeckung zugestehen. Dieses „Hartz-IV-Geschäftsmodell“ (ebenda), dessen Höchstsatz heute in einigen Wohnblocks, insbesondere im Bereich des Südparks, der standardmäßige Mietpreis ist, garantiert den Investoren ein sicheres Einkommen, ohne dabei Sorge tragen zu müssen, dass nicht behobene bauliche Mängel und Qualitätsminderungen von den Mieter*innen zur Anzeige gebracht werden.

5. Segregation

Im Kontrast zu der einst beliebten und hinsichtlich ihrer Stadtplanung als Vorreiterin der Moderne in der DDR angesehenen Stadt ist Halle-Neustadt im öffentlichen Diskurs in den vergangenen Jahren zu einem sozialen Problemviertel geworden, das mit unterschiedlichen politischen und sozialen Statistiken negative Schlagzeilen macht. Ein Beispiel hierfür ist der hohe Leerstand in Neustadt, während sich in den gründerzeitlichen Altbauvierteln nördlich der Innenstadt Studierende sowie die bürgerliche Mittelschicht drängen. Bernt und Hausmann zeigen mit ihrer im Februar 2019 erschienenen „Studie zur kleinräumlichen Untersuchung sozialstruktureller Veränderungen in Halle (Saale)“ auf, dass bezüglich der Indikatoren „Kinderarmut“, „demographische Alterung“, „Arbeitslosigkeit“ und „Empfangen von Sozialleistungen“ eine deutliche Spaltung zwischen den einzelnen Stadtteilen existiert. Insbesondere große Teile von Halle-Neustadt weisen seit Langem einen hohen „Problemdruck“ (ebenda: 11) sowie eine Verschärfung der sozialräumlichen Konzentration auf und werden unter dieser Betrachtung als „abgehängt“ bezeichnet (ebenda: 13). Dies trifft insbesondere für die Südliche Neustadt und Nördliche Neustadt zu, wo ein überdurchschnittlich hoher Anteil von Personen mit Migrationshintergrund, von durch Alters- und Kinderarmut Betroffenen und von Sozialhilfe Abhängigen lebt (ebenda: 17f). Im gesamtstädtischen Vergleich findet sich in Halle-Neustadt der geringste Anteil an Akademiker*innen (Pasternack 2019a: 64), während gleichzeitig ca. ein Drittel der Sozialhilfeempfänger*innen Halles hier wohnt und der Anteil der Neustädter Kinder, die in Bedarfsgemeinschaften leben, um die 60 % beträgt (ebenda: 63). Auch „erreicht derzeit eine Generation Großwohnsiedlungsbewohner das Rentenalter, die deutlich öfter von Arbeitslosigkeit und Transferleistungen betroffen war und ist, sodass deren Rentenansprüche viel geringer ausfallen werden“ (Grunze 2019: 127), was für eine zukünftig noch weiter ansteigende Altersarmut spricht. Allerdings konnten die Tendenzen zur Alterung von Neustadts Bevölkerung durch den Zuzug von Geflüchteten abgemildert werden (Pasternack 2019a: 61).

Nach der Wende zogen 70 % der ursprünglichen Bewohner*innen aus Halle-Neustadt weg. Gleichzeitig zogen mit einsetzenden Mietsteigerungen ca. die Hälfte der heutigen Einwohner*innen aus der Innenstadt nach Halle-Neustadt (Pasternack 2019a: 61). Die selektiven Fort- und Zuzüge sowie auch die besprochene Eigentumsstruktur führten dazu, dass sich die „soziale Mischung der gesteuerten Wohnungsvergabe in der DDR, [welche sich] noch durch die Erstbeziehergeneration ab[spiegelte]“ (Grunze 2019: 126), seit der Wende in eine zunehmende sozialstrukturelle Entmischung umgekehrt hat.

Diese Segregationstendenzen in Großwohnsiedlungen haben Helbig und Jähnen (2018) für 74 deutsche Städte genauer untersucht und dabei im Speziellen einen Fokus auf die Unterschiede in Ostdeutschland geworfen. Segregation bezeichnet die ungleichmäßige Verteilung von Bevölkerungsgruppen in einem vorwiegend städtischen Gebiet nach gewissen Merkmalen.

„Die *soziale* Segregation beschreibt die räumliche Ungleichverteilung der städtischen Bevölkerung nach sozioökonomischen Merkmalen wie Einkommen, Bildungsstand und Berufsqualifikation. Die *ethnische* Segregation misst die räumliche Konzentration nach ethnischer Zugehörigkeit [...]. Mit *demografischer* Segregation wird schließlich die ungleiche wohnräumliche Verteilung nach den Merkmalen Alter und Haushaltstyp bezeichnet“ (Helbig & Jähnen 2018: 1, Herv. i. Org.).

Somit ist „Segregation die räumliche Organisation von Heterogenität, man kann auch sagen, die Abbildung sozialer Ungleichheit im Raum“ (El-Mafaalani et al. 2015: 9). Häufig kommt es zu einer Überlagerung der Segregationstypen. Während die Entwicklung in Gesamtdeutschland bedingt durch Einbürgerungen, durch sozialen Aufstieg und räumliche Mobilität von Personen mit Migrationshintergrund sowie durch den „Zuzug einkommenschwacher deutscher Haushalte in Stadtteile mit hohen Ausländeranteilen zu rückläufigen Segregationswerten“ (Farwick 2012: 399 u. Friedrich 2008: 53, zitiert in Helbig & Jähnen 2018: 13) für den Indikator „ethnische Segregation“ führt, ist im Osten eher eine Steigerung zu sehen. Dies liegt vor allem an der Höhe des Ausländeranteils (Helbig & Jähnen 2018: 33). Die alten Bundesländer sind seit dem vermehrten Zuzug sogenannter Gastarbeiter*innen in den 1960er und 1970er Jahren durch hohe Anteile von Personen mit Migrationshintergrund geprägt. Da deren Kinder (und Enkel) bereits in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, sind sie dort besser integriert. Im Osten der Republik, wo die Zuwanderungswerte vergleichsweise gering und erst seit der Aufnahme von Geflüchteten seit 2015 sprunghaft angestiegen sind (Everts et al. 2020), konnte eine solche Integration noch nicht erfolgen.

In ihrer Studie nehmen Helbig und Jähnen (2018) vor allem den sozialen Segregationsindex unter Bezug auf den Erhalt von SGB-II-Leistungen für die Jahre 1995 bis 2014 in den Fokus. Die Auswertung ergab, dass die soziale Segregation in Ostdeutschland innerhalb von einer Dekade, im Abschnitt von 1995 bis 2005, eine massive Veränderung in der sozialräumlichen Verteilung ergeben hat. Während die sozialräumliche Ungleichheit in der sozialistischen DDR durch die steuernde Wohnungspolitik und durch Mietzuschüsse im Vergleich zur BRD niedrig ausgeprägt war und viel eher eine Ungleichverteilung „nach den politischen Privilegien und dem Alter“ (ebenda: 6, 95) zu beobachten war, stieg der Segregationsindex in kürzester Zeit – entgegen der üblichen langsamen Entwicklung – deutlich stärker und auf ein höheres Niveau (26,1 vs. 23,2 %) an als in Westdeutschland (ebenda: 29):

„Auch wenn man mit derartigen Bewertungen vorsichtig sein sollte, so ist die Entwicklung in Ostdeutschland doch als historisch beispiellos zu bezeichnen. In gerade einmal 25 Jahren kam es zu einer umfassenden sozialen Neustrukturierung der Wohnstandorte innerhalb der ostdeutschen Städte. Während es zu Anfang der 1990er Jahre nur eine sehr geringe soziale Segregation in den ostdeutschen Städten gab (sozial privilegiert waren tendenziell jene Gebiete, die heute zu den sozial benachteiligten gehören), so liegt sie heute in den meisten Fällen deutlich über dem Niveau der westdeutschen Städte“ (Helbig & Jähnen 2018: 58).

Und doch gibt es deutliche Unterschiede zwischen den ostdeutschen Großwohnsiedlungen. In einigen Städten sind diese Gebiete nach der Wende nicht zu sozialen Brennpunkten geworden, was die Autor*innen unter anderem mit dem Ausmaß der Zerstörungen aus dem Zweiten Weltkrieg und damit der späteren Lage der Plattenbaugebiete innerhalb der Städte erklären (ebenda: 100): Im stark zerbombten Dresden beispielsweise wurden viele und vor allem auch innenstadtnahe Anlagen gebaut, weshalb es für einen Großteil der Bevölkerung unabhängig von der sozialen Schicht noch heute normal ist, in Block- oder Plattenbauten über das ganze Stadtgebiet verteilt zu leben, sodass der Segregationsindex entsprechend gering ist. Die im Vergleich zu den westdeutschen Städten insgesamt weniger vom Bombenfall betroffenen Innenstädte im Osten erfuhr allerdings nach der Wende durch private und staatliche Investitionen eine großflächige Renovierungswelle und lockten vor allem Akademiker*innen und gut situierte Mittelschichtshaushalte in die nun repräsentativ gestalteten Gründerzeit- und Jugendstilbauten, wodurch bereits in den späten 1990er Jahren Gentrifizierungs- und Verdrängungstendenzen in den Innenstadtlagen beobachtet werden konnten, die die soziale Segregation förderten (ebenda: 102). Hinzu kamen die Darstellungen der Plattenbaugebiete in den Medien, die – mit den Erfahrungen von Ghettoisierung in Großwohnsiedlungen aus den alten Bundesländern – Horrorszenarien inszenierten, welche direkt in die politische Agenda einfließen und lange Zeit den Diskurs bestimmten (ebenda: 100).

Auch die beschriebenen strukturellen Bedingungen, die nach der Wende und insbesondere nach den Hartz-IV-Reformen einsetzten und zum massenhaften Anstieg und Zuzug sozial benachteiligter Personen und auf Grundsicherung angewiesener Haushalte führte, geben Helbig und Jähnen – mit Verweis auf den von Häußermann und Siebel (2004) beschriebenen „Fahrstuhleffekt nach unten“ (vgl. Nachtwey 2016) als Bild für den kollektiven Abstieg und die nur geringfügig positiven Auswirkungen wirtschaftlich besserer Perioden für die Bewohner*innen – als Begründung für die heutigen Segregationsindizes an.

Diese Erfahrung setzte sich sowohl in der Erinnerung der Bewohner*innen als auch in der Außenwahrnehmung der Gebiete bis heute fest. Als sozial benachteiligt dargestellte und wahrgenommene Stadtviertel schrecken viele Mittelschichtshaushalte grundsätzlich ab und

verstärken damit die Segregation nochmals. Im Gesamtbild schneidet die Stadt Halle (Saale) in einem Vergleich der Segregationsindizes, wie auch schon durch Bernt und Hausmann (2019) beleuchtet, im bundesweiten Vergleich nicht gut ab und liegt mit etwa 35,5 % auf Rang 10 mit einem jährlichen Anstieg von 0,8 Prozentpunkten (Helbig & Jähnen 2018: 30f). Die Untersuchungen der Autor*innen zeigen, dass diese Ungleichheit in Halle (Saale) vor allem durch die städtebauliche Dreiteilung in Plattenbaugebiete, Vorortlagen und sonstige innerstädtische Gebiete zu erklären ist und andere Faktoren eine untergeordnete Rolle spielen (ebenda: 106). Besonders hervorstechend sind dabei die Werte der zunehmenden Alterssegregation der 15- bis 29-Jährigen um 11 Prozentpunkte von 2002 bis 2014 sowie auch die sehr hohe soziale Segregation von Kindern mit 46 % im Jahr 2014 (ebenda: 37, 47). Insbesondere der Aspekt der Kinderarmut wird in der Forschung seit einigen Jahren unter den Schlagwörtern „Nachbarschafts-“ bzw. „Quartierseffekte“ diskutiert. Dies bedeutet, dass eine Konzentration sozial und ökonomisch benachteiligter Kinder das Potenzial hat, sich unabhängig von deren individuellen Charakteristika stark negativ auf die weiteren Lebenschancen auszuwirken. Deprivierte Quartiere verfügen oftmals über eine geringere soziale Ressourcenausstattung und geringere positive Rollenvorbilder. Im schulischen Bereich trägt eine Konzentration sozial benachteiligter Schüler*innen in Kombination mit dem pädagogischen Fachkräftemangel oftmals zu weniger effektiven Lernmöglichkeiten bei (ebenda: I, 3, 57).

Ein weiteres Ergebnis der Studie von Helbig und Jähnen ist, dass das sozialräumliche Gleichgewicht nach der Überschreitung einer gewissen Armutskonzentrationsschwelle stark abnimmt und eine eigene Dynamik entwickelt: „Galster und Kollegen (2000) setzen eine solche Schwelle bei einer Armutskonzentration von rund 50 Prozent“ (Helbig & Jähnen 2018: 50). In Halle (Saale) wird diese Schwelle bereits heute in einigen Gebieten, insbesondere in Teilen der Neustadt, überschritten, sodass knapp ein Drittel aller Kinder in Nachbarschaften aufwächst, in denen über 50 % der Kinder arm sind. Über die Hälfte wächst zudem in Umgebungen mit einem Anteil von 30 % auf, was bei einem jährlichen Anstieg der sozialen Segregation von Kindern mit SGB-II-Bezügen um 0,82 Prozentpunkte darauf hinweist, dass sich dieses Problem noch weiter zuspitzen kann (ebenda: 52).

Einen entscheidenden Punkt, welchen Helbig und Jähnen in ihrer Studie bewusst ausgespart haben (ebenda: 121), der sich aber ebenfalls auf die Tendenzen der Segregation in Halle (Saale) auswirkt, ist die Entwicklung der Anzahl von Menschen, die seit 2015 aus Krisengebieten in die Stadt zugezogen sind. So hat der Anteil von Personen mit Migrationshintergrund in Halle-Neustadt mit 13,7 % stark zugenommen (Stadt Halle/Saale 2017: 122). Viele von ihnen können

aufgrund ihres Aufenthaltsstatus nicht arbeiten und sind auf Sozialleistungen angewiesen, sodass die Neustadt mit den vergleichsweise geringen Bodenwerten und hohen Leerstandsquoten für Zuzügler*innen attraktiv ist. Hinzu kommt häufig die Diskriminierung bei der Wohnungssuche und die schwierige Integration am Arbeitsmarkt, weshalb selbst dauerhaft geduldete Personen oft weiterhin auf Transferleistungen und preiswerte Wohnlagen angewiesen sind (vgl. Bernt et al. 2017; Bernt & Hausmann 2019). Diese „internal border regime“ (El-Kayed & Hamann 2018: 138) begrenzen die Wohnstandortwahl auf wenige Gebiete, wodurch es zunehmend zu einer Überlagerung von ethnischer und sozialer Segregation und damit zu einer Verstärkung der lokalen Armutsquartiere kommt.

Für diese Überlappung der Segregationsdimensionen werden ebenfalls Nachbarschaftseffekte diskutiert, die unter anderem wie im Bereich der Kinderarmut auf einen Trend hinweisen, in dem das benachteiligte soziale Umfeld schlechte Voraussetzungen für Ressourceninfrastrukturen, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten sowie Kontakte und Rollenmodelle birgt (Hans et al. 2019: 513). Allerdings gibt es auch Kritik an dieser rein negativen Auslegung von Kontexteffekten und eine Hinwendung der Forschung zu den möglichen Potenzialen der ethnischen Segregation (vgl. Kurtenbach 2015, Hans et al. 2019). Ausschlaggebend für diese Debatte war insbesondere das von Saunders 2011 veröffentlichte Buch „Arrival City“, in dem dargelegt wird, durch welche Strukturen die sogenannten Ankunftsgebiete gekennzeichnet sind und wie diese durchaus der Grundstein für eine erfolgreiche Integration sowie die darauf aufbauende soziale und räumliche Mobilität von Personen mit Migrationshintergrund sein können. Merkmale dieser Gebiete sind neben der sozialen und ethnischen Segregation vor allem die hohe Fluktuation der Bewohner*innen, eine länger ansässige Sockelbevölkerung, welche den Neuankömmlingen behilflich ist, die gewachsenen sozialen und ökonomischen Strukturen vor Ort zu nutzen, erste Arbeitsmöglichkeiten für Geringqualifizierte sowie eine „hohe räumliche Konzentration ankunftsbezogener Gelegenheitsstrukturen“ (Hanhörster & Hans 2019: 5). Damit sind unter anderem migrantische Ökonomien und kulturspezifische Dienstleistungsangebote wie Geld- und Informationsinfrastrukturen in das Heimatland gemeint (vgl. Kurtenbach 2015: 309; Hans et al. 2019: 4; Dunkl et al. 2019: 60).

Diese sozialen Netzwerke und Charakteristika bilden zudem wichtige Pull-Faktoren, die ursächlich dafür sind, dass ein höherer Anteil einer ethnischen Gruppe in einem Quartier den Zuzug weiterer Personen derselben Ethnie durchaus fördert (Kurtenbach 2015: 308f; Dunkl et al. 2019: 61). Hinzu kommen physische und institutionelle Strukturen wie die „Wohndichte, öffentliche Plätze zur Begegnung, kurze Wege zu sozialen Infrastrukturen und öffentlichen

Einrichtungen[, welche] entscheidend für [die] Integration [sind]“ (Saunders 2011: 58). Dieses Framework wurde unter anderem von Kurtenbach (2015) auf die Stadt Dortmund angewandt, wo anhand statistischer Kennwerte die Dortmunder Neustadt als Ankunftsgebiet identifiziert wurde und dort auch bei genauerer Erhebung die beschriebenen Strukturen wie migrantische Ökonomien (Internetcafés, Telefonservices, internationale Banken) verstärkt auffindbar waren. In exemplarischen Interviews konnten zudem die Annahmen zu den Netzwerken und zur Bedeutung der Sockelbevölkerung herausgestellt werden (ebenda).

Ob die Quartiere in Halle-Neustadt als Ankunftsgebiete bezeichnet werden können, ist anhand der genannten Faktoren lokal-räumlich noch nicht untersucht worden. Die statistischen Kennwerte weisen jedoch darauf hin, dass dieses Potenzial anhand von Umzugsmustern und Differenzierungen der lokalen Ökonomien sowie durch das Aufdecken möglicher Netzwerke und Dynamiken vor Ort einer genaueren Untersuchung bedarf, um städtische Integrationsinfrastrukturen kooperativ in den Nachbarschaften anzusiedeln und damit die Bedingungen für Integration und Mobilität zu fördern. Auch Bernt und Hausmann (2018) empfehlen:

„Die ‚problembehafteten‘ Großwohnsiedlungen übernehmen damit in zusehendem Maße Aufgaben, die andere Stadtteile gar nicht mehr wahrnehmen können und in ihnen konzentrieren sich räumliche Probleme, weil sie diese Aufgaben wahrnehmen. Anstelle einer Perspektive, die ein (wenig aussichtsreiches) ‚Hochziehen‘ dieser Gebiete auf einen städtischen Durchschnitt anstrebt, sollte sich Halle (Saale) daher besser darauf konzentrieren, die Lebensbedingungen einkommenschwacher Bewohner in diesen Gebieten zu verbessern. Eine solche Strategie wäre zwar kaum in der Lage, die soziale Entmischung der Stadt zu revidieren – aber sie könnte die Herstellung gleichwertiger Lebenschancen unterstützen“ (Bernt & Hausmann 2019: 24).

Anzumerken ist hierbei, dass sich die Vielfalt innerhalb der Quartiere seit Jahren gesteigert hat, sowohl bezüglich der Herkunftsländer als auch hinsichtlich der Bildungsabschlüsse und der ökonomischen Ausstattung der Migrant*innen, was in Kombination mit der alteingesessenen deutschen Bevölkerung zu stetigen Aushandlungsprozessen beiträgt (Everts et al. 2020).

Eine Erhebung der Stimmungslage und der Einschätzungen der Bewohner*innen der Erstbezugsgeneration und deren direktem Nachwuchs zeigt, dass die Entwicklung Halle-Neustadts seit der Wende einen zunehmenden Rückgang an Lebensqualität mit sich brachte. Zu dieser Wahrnehmung tragen „steigende Mieten bei gleichem Leistungsumfang, Verwahrlosung der Grünanlagen, unzureichende Pflege öffentlicher Plätze und Gebäude, deutliche Zunahme des Straßenverkehrs und der Parkplatzprobleme, Zerfall der kulturellen Infrastruktur, eine sich auf die Hallenser Altstadt konzentrierende Lokalpolitik, verlängerte

Wege zu den Ämtern, Kapazitätsabbau der Kindereinrichtungen [und das] Absterben der Stadtöffentlichkeit“ (Pasternack 2019d: 11f) bei. Zudem trafen die Erfahrungen von Wegzug, Rückstand und Arbeitslosigkeit sowie auch das Negativeimage des Stadtteils die Einzelbiographien:

„Anfang der 90er Jahre kam es zu einer Diskriminierungswelle der Neubaugebiete. Sie fungierten gleichsam als ‚Inkarnation der DDR, so dass die massive Entwertung der ostdeutschen Lebensweise beispielhaft auf sie übertragen werden konnte‘ (Schmidt et al. 1993: 45). Die Plattenbausiedlungen wurden jetzt vor allem als architektonische Zumutung und periphere Orte stigmatisiert“ (Pasternack 2019c: 26).

In diesen Abwertungsprozessen von außen wird übersehen, dass sich viele Bewohner*innen in Halle-Neustadt durchaus wohl und heimisch fühlen und sie die Abwertung ihres Wohnviertels oft gleichermaßen als Abwertung der eigenen Biographien erfahren, was vor allem die „Generation der Gründer*innen häufig ganz persönlich“ (Feldmann 2019: 38) trifft. Diese Negativerfahrung der verschärften sozialen und persönlichen Situation, welche seit der Wende kaum durch politische Maßnahmen abgefedert werden konnte, spiegelt sich deutlich im Wahlverhalten wider (Everts et al. 2020). Die Selbsteinschätzung der Bewohner*innen zur Selbstzufriedenheit und zur eigenen wirtschaftlichen Lage ist seit der Wende durchaus schwankend. Zuletzt waren die Werte 2017 auf zufriedenstellend bewertete 65,6 % und 46,7 % gestiegen (ebenda: 65f). Dies ist durchaus positiv, dennoch liegen die Zahlen noch immer jeweils gut 15 Prozentpunkte unter den Einschätzungen aus Gesamt-Halle (ebenda). Die allgemeine Unzufriedenheit mit der Politik zeigte sich im Lauf der Jahre durch besonders hohe Stimmanteile für Parteien mit großen Differenzen zum jeweiligen politischen System. War dies über viele Jahre hinweg noch zugunsten der Linkspartei, erfährt seit ihrer Gründung die rechtspopulistische, fremden- und demokratiefeindliche AfD erhöhten Zuspruch (Stadt Halle/Saale 2017: 27; Pasternack 2019a: 68). Mit insgesamt 24,6 % lag diese bei den Kommunalwahlen 2019 mit 10 Prozentpunkten über den Stimmanteilen in Gesamt-Halle (Pasternack 2019a: 68f). Da in Halle-Neustadt ca. ein Fünftel der Einwohnerschaft Halles lebt, ist die Stimmungslage vor Ort durchaus als wahlentscheidend einzuordnen.

Zusammenfassend lässt sich die gegenwärtige Situation in Halle-Neustadt wie folgt charakterisieren. Bis zum Jahr 1989 war Halle-Neustadt geprägt durch eine geplante Expansion und stellte ein Symbolbild des Sozialismus und der Moderne dar. Ab 1990 wurden die Quartiere in Halle-Neustadt zu Orten der Schrumpfung (Pasternack 2019d: 11). Heute wird Halle-Neustadt als stabile großstädtische Großwohnsiedlung eingeschätzt, in der sich ein „kleinräumiges und feingliedriges Nebeneinander von differenzierten Strukturen herausgebildet [hat]. In unmittelbarer Nachbarschaft liegen stabile und schrumpfende Gebiete“

(Grunze 2019: 123). Ursächlich dafür sind die bereits diskutierten unregelmäßigen Eigentumsstrukturen, die sich hinsichtlich ihrer Investitions- und Planungsziele stark unterscheiden und somit die Ausbildung qualitativ unterschiedlichster Nachbarschaften innerhalb Halle-Neustadts begünstigten. Diese Heterogenität macht ein übergreifendes Ansetzen vor Ort schwierig. Hinzu kommt die geballte Komplexität an Herausforderungen (aber auch Möglichkeiten) wie die soziale und ethnische Segregation, die Häufung von Kinderarmut mit Potenzialen für das Einsetzen einer Dynamik von weiteren benachteiligenden Nachbarschaftseffekten sowie auch die zu erwartende Steigerung der Altersarmut. Zusätzlich gibt es Aushandlungsprozesse zwischen Alteingesessenen, die sich oft weiterhin stark mit ihrem Wohnumfeld identifizieren, den später – oftmals unfreiwillig aufgrund der eigenen wirtschaftlichen Lage und der damit begrenzten Wohnortwahl – aus der Innenstadt hinzugezogenen Hallenser*innen und den seit 2015 verstärkt zuziehenden Personen mit Migrationshintergrund. Während erstere Gruppe jegliche Veränderung in den Quartieren aus der Perspektive der Nachwende- und Abwertungserfahrungen betrachtet, kommt mit den Hinzuziehenden eine nochmals kulturell und sozial diverse Personengruppe mit ganz eigenen Biographien, Brüchen und Erwartungen hinzu (Roloff 2019: 106).

Ohne die Relevanz statistischer Zahlen leugnen zu wollen, führt die Stigmatisierung von außen als Problemviertel, wie einleitend dargelegt, in gewisser Weise zur Reproduktion des Problems. Die Sicht auf Halle-Neustadt durch diese stigmatisierende Brille gilt es zu hinterfragen und durch eine Betrachtung der Mikroebene innerhalb des Stadtteils gezielt aufzubrechen. Es ist zu hoffen, dass durch das Erkennen und Anerkennen der Selbstwahrnehmung und Potenziale, der inneren Differenzierungen sowie Besonderheiten Halle-Neustadts und seiner Bewohner es möglich gemacht werden kann, ein neues Narrativ zu etablieren und die Zukunft neu zu denken. „Das heißt vor allem: [dass man] sich Zeit nimmt, den Ort und die Bewohner*innen kennenzulernen und ein Projekt mit ihnen zusammen und nicht an ihnen vorbei oder über ihre Köpfe hinweg [zu] entwickel[n]“ (Roloff 2019: 108).

6. Forschung „Am Treff“

Vor dem skizzierten Hintergrund wurde ein zentraler Ort für eine qualitativ-verstehende und ethnographische Forschung in Halle-Neustadt gesucht, die dafür geeignet ist, sich kritisch mit den stigmatisierenden Außenzuschreibungen aus einer Binnenperspektive heraus zu beschäftigen. Als zentraler Ort des Forschungsprojekts der Seminargruppe wurde das Versorgungszentrum „Am Treff“ nahe des Neustädter Zentrums in der Südlichen Neustadt gewählt. Der Ort, häufig medial stigmatisiert aufgrund einer vermeintlich besonders hohen

Kriminalität, ist wegen des Zusammentreffens mehrerer sozialer und materieller Komponenten interessant. Auf dem Platz zwischen Magistrale und Richard-Paulick-Straße befindet sich der orientalische Markt „Orienta“ gegenüber einer Baustelle, die bis spätestens Mitte 2021 einen Supermarktkomplex beherbergen soll. Der „Orienta“-Markt selbst und auch die weiteren Geschäfte am Platz – zwei Apotheken, das neu eröffnete Restaurant „Baba Ghanoush“ sowie der alteingesessene Kiosk – bieten räumliche Möglichkeiten zur alltäglichen Begegnung zwischen den diversen Bevölkerungsgruppen (vgl. Abbildungen 1 bis 3). Um den „Treff“ herum besteht eine in Gesprächen und Beobachtungen wahrnehmbare Barriere sprachlicher, kultureller, politischer und optischer Art, die den sozialen Kontakt zwischen der Erstbezugsgeneration, heute oft im Rentenalter, und den insbesondere seit 2015 verstärkt zugezogenen (jungen und kinderreichen) Familien mit Migrationshintergrund hemmt. Trotzdem sind diese Menschen Mitglieder derselben Nachbarschaft, gehen oftmals gleiche Wege und haben die Möglichkeit bzw. das Potenzial, sich auf diesen – freiwillig und unfreiwillig – zu begegnen und auszutauschen, voneinander zu lernen und im kreativen Miteinander die Entwicklung ihres Stadtteils zu gestalten. Insbesondere die junge Generation, die im Stadtteil aufwächst und sich dieses mit ihren alltäglichen Aktivitäten und Praktiken Tag für Tag aneignet, sich damit identifiziert, trägt ein hohes Potenzial in sich, die sich bereits abzeichnenden Dynamiken der Stadtteilentwicklung – auch hinsichtlich eines potenziellen Ankunftsquartiers in Halle-Neustadt – aktiv zu gestalten.



Abbildung 1: „Am Treff“, südliche Bebauung mit Physiotherapie-Praxis, Barbier und, rechts angeschnitten, dem „Orienta“-Lebensmittelmarkt (Foto: J. Everts, 2019)



Abbildung 2: „Am Treff“, zentraler Platz mit Brunnen, Apotheke und neu eröffnetem Restaurant „Baba Ghanoush“ (Foto: J. Everts, 2019)



Abbildung 3: „Am Treff“, zentraler Platz mit Blick nach Osten auf die Baustelle des neuen Einkaufszentrums (Foto: J. Everts, 2019)

7. Methodik

„Zeichen und Bewegungen im öffentlichen Raum lassen sich nur schwer entziffern, man versteht nicht oder nur langsam, wie etwas funktioniert. Durch Offenheit, Interesse, teilnehmende Beobachtung und aktive Beteiligung am täglichen Leben erlangt man dann langsam Orientierung. Es kristallisieren sich besondere Knotenpunkte und Landmarken an einem zuvor unbekanntem Ort heraus. Mentale und emotionale Karten entstehen“ (Roloff 2019: 108).

Nachdem der erste „Knotenpunkt“ nach einer Stadtteilbegehung unter Leitung der Geschichtswerkstatt Halle-Neustadt bereits am Gebiet „Am Treff“ identifiziert worden war, führten die Teilnehmer*innen des Seminars zahlreiche teilnehmende Beobachtungen vor Ort durch. Diese Methode eignet sich besonders gut, um das Forschungsfeld kennenzulernen und einen ersten Einblick in die alltäglichen Verhältnisse und Dynamiken zu bekommen (Meier Kruker & Rauh 2005: 57). Die Beobachtungen unterschieden sich im Lauf der Zeit hinsichtlich Dauer und Fokussierung auf bestimmte Tätigkeiten, Tageszeiten oder Personengruppen und wurden entweder unmittelbar stichpunktartig festgehalten oder aber im Nachhinein per Gedächtnisprotokoll dokumentiert. Hinzu kamen nach ersten Aufenthalten auch die direkte

Teilhabe am Geschehen vor Ort sowie erste Kontakt- und Gesprächsversuche beim Einkauf im „Orienta“-Markt oder beim Besuch des Bistros. Die ersten Auswertungen ergaben, dass es eine zu beobachtende Differenz zwischen den passierenden Personengruppen und deren Tätigkeiten vor Ort gibt, namentlich zwischen offenkundig älteren Menschen und Personen mit äußerlich ausländischer Herkunft sowie auch zwischen den Geschlechtergruppen und der Kohorte der Kinder und Jugendlichen.

Die Gesprächsverläufe wurden mit immer konkreteren Fragen gestaltet und auch ein Expert*inneninterview mit zwei Mitgliedern des Vereins „Kulturwerkstatt Grüne Villa“ durchgeführt, welche seit 2015 Kulturarbeit vor Ort leisten. Aus diesen Gesprächen heraus konnten weitere Themenschwerpunkte extrahiert werden, die in einem abschließenden Resümee geclustert wurden. Untermauert wurde die Feldforschung durch ausgewählte Lektüre, die das nötige Methodik- und Hintergrundwissen zur Einordnung der Beobachtungen vermittelte. Zudem wurden zwei Exkursionen in die Städte Hoyerswerda und Chemnitz unternommen, welche ebenfalls durch großflächige Plattenbausiedlungen geprägt sind. Die Begehung mit Expert*innen vor Ort war hilfreich, um die baulichen, strukturellen und sozialen Verhältnisse zu vergleichen und dabei Schnittstellen, aber auch klare Differenzen zwischen den Wohngebieten offenzulegen und damit die Heterogenität in der scheinbar homogenen Architektur zu verstehen.

Die herausgearbeiteten Themenkomplexe „Diversität“, „Begegnung“, „Differenzen im Wohnviertel“ und „Wandel“ wurden von den Seminarteilnehmer*innen in Kleinstgruppen bearbeitet, indem die gesammelten Forschungsdokumentationen systematisch durch die jeweilige Brille untersucht und verarbeitet wurden. Die Teilergebnisse bilden die Grundlage für die folgenden Ausführungen.

8. Diversität

Die einführend beschriebene Entwicklung des massiven Wegzugs nach der Wende, gefolgt von selektivem Zuzug ökonomisch und sozial schwacher Personengruppen, die steigende Anzahl an Hartz-IV-Empfängern und eine Überalterung der Bewohner Halle-Neustadts sowie das verstärkte Ankommen von Menschen mit Migrationshintergrund aus unterschiedlichsten Regionen der Welt deuten bereits auf eine hohe Diversität in Halle-Neustadt hin. Die kleinteilige Ausprägung „Am Treff“ wird in diesem Abschnitt näher beleuchtet.

8.1 Demographische Gruppen

Der Platz „Am Treff“ ist ein Ort, der den Wandel eines ganzen Stadtteils widerspiegelt. Wo vor fünf Jahren vorwiegend Personen im Rentenalter deutscher Herkunft gewohnt haben, leben heute in etwa 50 % Menschen mit Migrationshintergrund, darunter deutlich mehr Familien mit Kindern. Aus einem Gespräch konnte entnommen werden, dass viele ältere Menschen im Lauf der Jahre weggezogen oder verstorben sind. Stattdessen sei eine große Anzahl an Migrant*innen nach Halle-Neustadt gezogen, von denen viele eine Familie und Kinder hätten (vgl. Protokoll 7). Bei einem morgendlichen Besuch des „Orienta“-Marktes fällt auf, dass sich vor allem mittelalte und ältere Menschen dort aufhalten und einkaufen (vgl. Protokoll 1). Generell ist in vielen Beobachtungsprotokollen von älteren Menschen die Rede, die den „Treff“ überqueren (vgl. Protokoll 12, 14, 16, 17, 18, 19). Es wurden „[ä]ltere Menschen – vielleicht Erstbezugsgeneration – mit Rollatoren“ (Protokoll 19) am Platz gesehen, „zwei ältere Damen spazieren vorbei“ (Protokoll 18), und „ältere Männer auf Rädern fahren vereinzelt vorbei“ (ebenda). Vor allem die Kund*innen der Apotheken seien älter als 60 Jahre (vgl. Protokoll 7, 14).

Doch nicht nur ältere Menschen nutzen die lokale Infrastruktur: „Auf dem Platz befinden sich viele Menschen jeden Alters“ (Protokoll 17). Viele Frauen und Männer sind in Begleitung von Kindern (vgl. Protokoll 12, 16, 18, 19). Es gibt „auch größere Familien mit drei bis vier Kindern“ (Protokoll 17). Dabei wurden jedoch geschlechtsspezifische Unterschiede in den Praktiken festgestellt. Bei einigen Beobachtungen fällt eine Männerdominanz auf dem Platz auf (vgl. Protokoll 14, 15, 16, 19): „Hauptsächlich Menschen mit männlichem Geschlecht [nutzen] den Platz für einen längeren Aufenthalt [...]. Die meisten Frauen passierten den Platz lediglich. In Gruppen hielten sie sich dort überhaupt nicht auf“ (Protokoll 17). Und: „Wenn mir Frauen ‚auffielen‘ [...], schoben [sie] einen Kinderwagen vor sich her“ (Protokoll 19). Auch die Angestellten in den lokalen Geschäften sind hauptsächlich männlich (vgl. Protokoll 1, 12, 18). Abends nutzen Jugendliche das Gebiet um den Brunnen herum und am Park gerne als Treffpunkt (vgl. Protokoll 7, 15). Auch das regelmäßige Passieren von Schulkindern der Kastanienschule ist zu beobachten: Sowohl morgens – „[v]ier Mädchen auf Rad mit Helm gen Schule“ sowie eine „5er-Gruppe Jungs gen Schule“ (Protokoll 18) – als auch auf dem Heimweg am Nachmittag wurden einige „Kinder mit Schulrucksack“ vermerkt, die den Platz überquerten (Protokoll 19). Auch an der „Grünen Villa“ halten sich viele Kinder aus den umliegenden Wohnblocks auf (vgl. Protokoll 10, 14). Zudem „fällt [...] auf, dass der Spielplatz gut besucht ist“ (Protokoll 1), die Kinder aber auch direkt auf dem Platz, beispielsweise am Brunnen, spielen (vgl. Protokoll 5, 12).

8.2 Soziale Gruppen

Der arabische Supermarkt „Orienta“ wird ebenso von verschiedensten Menschengruppen genutzt. Das Sortiment ist weitestgehend zweisprachig, in arabischer sowie deutscher Sprache, deklariert. Ältere Menschen deutscher Herkunft, die schon seit mehreren Jahrzehnten in Halle-Neustadt leben, kritisieren das für sie ungewöhnliche Warenangebot des Supermarktes, *„denn der hier ist ja von Ausländern“* (Protokoll 3). *„Früher, als es die Kaufhalle noch gab, war es viel besser“* (Protokoll 3). Vor allem ältere Bewohner*innen Halle-Neustadts vermissen alternative Einkaufsmöglichkeiten zum arabischen Supermarkt, wie sie die alte Kaufhalle geboten hat: *„[In den „Orienta“-Markt] geht doch keiner hin, hier gehen die alten Leute ja nicht hin“* (Protokoll 1). Allerdings konnte anhand der Beobachtungen kein pauschales Meiden des „Orienta“-Marktes durch ältere Menschen festgestellt werden.

Neben deutschen Rentner*innen gehört auch die Gruppe von Sozialhilfebezieher*innen im erwerbsfähigen Alter zu den Passant*innen und Kund*innen, welche die im einführenden Kapitel beschriebenen Prozesse der Mietpreisgestaltung entsprechend der „Kosten für die Unterkunft“ nach SGB-II vom Jobcenter auch für das Untersuchungsgebiet belegen (Bernt 2019: 80ff). Dies wird ebenso in dem Erfahrungsbericht einer Frau deutlich: Sie wohne zurzeit noch in der Innenstadt von Halle (Saale), müsse jedoch jetzt nach Halle-Neustadt ziehen. Das Jobcenter bezahle keine Vierraumwohnung in der Innenstadt für sie und ihren Mann, der in der Woche zuvor arbeitslos geworden sei (vgl. Protokoll 4). Ebenso bildet sich der hohe Anteil von ansässigen Menschen mit Migrationshintergrund ab, wie sich herausstellt, wenn man sich „Am Treff“ aufhält und bei Gesprächen zuhört (vgl. Protokoll 5, 10, 12, 13): *„Ich höre während der halben Stunde niemanden Deutsch sprechen“* (Protokoll 5). Beim Einkaufen im „Orienta“-Markt begegnet man Mitarbeiter*innen, die nicht fließend Deutsch sprechen (vgl. Protokoll 12). Viele Frauen tragen Kopftücher/Hijabs (vgl. Protokoll 16, 18): *„Auffällig ist auch bereits zu Beginn, dass die Frauen Kopftuch tragen, in sehr diverser Form, mal geknotet, mal klassisches Hijab, mal als langer Schleier bis zu den Knien“* (Protokoll 18). Auch aus Unterhaltungen mit verschiedenen Menschen „Am Treff“ erfährt man, dass sie aus unterschiedlichen Ländern nach Halle (Saale) immigriert sind (vgl. Protokolle 4, 9, 12).

Die Diversität und interne Abgrenzung innerhalb der Personengruppe mit Migrationshintergrund lässt sich anhand eines explorativen Interviews mit einer Spätaussiedlerin aus Russland zeigen, die jetzt schon seit 22 Jahren in Halle-Neustadt lebt. Sie wohnt zusammen mit ihrem Kind und ihrer Enkelin in einem Wohnblock in der Südlichen Neustadt. Im Gespräch wird deutlich, dass sie sich nicht der Gruppe der Migrant*innen

zuordnet, da sie davon spricht, dass jetzt viele „*Fremde*“ (Protokoll 2) in Halle-Neustadt lebten. Außerdem differenziert sie sich vom „Orienta“-Markt, bei dem sie zwar auch einkaufe, aber dennoch: „*Das Fleisch kaufe ich in unserem Supermarkt*“ (ebenda). Bezüglich der zwei Apotheken am Platz stellt sie heraus, dass eine von „*Araber[n]*“ betrieben wird, die Äskulap-Apotheke „*ist unsere*“ (Protokoll 2). In beiden Äußerungen wird nicht ganz klar, auf wen sich das „*unsere*“ bezieht – „uns Deutsche“, „uns Spätaussiedler“? Die Abgrenzungstendenzen von „wir“ und „die Anderen“ sind jedoch klar zu sehen.

Es lässt sich festhalten, dass der Ort „Am Treff“ von einer starken Dynamik und Diversität geprägt ist. Viele Menschen von jung bis alt mit verschiedenster Herkunft und Wohndauer im Quartier nutzen ihn für verschiedene Funktionen. Trotz der auffälligen Segregation in Bezug auf Herkunft und Alter wird deutlich, dass sich die Menschen im Viertel durch verschiedene Infrastrukturen und Projekte näherkommen. Diese Begegnungsmöglichkeiten werden im nächsten Abschnitt untersucht.

9. Begegnung

Das einführende Kapitel 8 hat aufgezeigt, wie divers sich das Zusammenleben „Am Treff“ gestaltet, welche Vielfalt an unterschiedlichsten Lebensweisen, Sprachen etc. lokal zusammentrifft. Der folgende Abschnitt knüpft daran an und untersucht, in welchen Formen und an welchen Orten sich diese verkörperten Diversitäten begegnen. Dadurch wird es möglich, Gemeinsamkeiten und Schnittstellen des Alltags, aber auch Formen des sich – bewusst oder unbewusst – Aus-dem-Weg-Gehens darzustellen. Anhand dessen kann ebenso gezeigt werden, wie sich durch spezifische soziomaterielle Arrangements Diskurse und Praktiken manifestieren. Hinzu kommt der Versuch, in Gesprächen und Beobachtungen wahrgenommene Mängel an Begegnungsorten aufzuzeigen und Vorschläge abzuleiten, wie das Quartiersmanagement, aber auch engagierte Akteure am Platz zur Schaffung neuer Orte der Begegnung beitragen können. Dies hat das Potenzial, die Räume des Austauschs, des Annäherns und des Zusammenwachsens aktiv und dynamisch zu entwickeln.

Die auffälligsten Begegnungsorte „Am Treff“ sind die Konsumeinrichtungen, zu denen der „Orienta“-Markt mit zugehörigem Bistro, das im Sommer 2019 eröffnete Restaurant „Baba Ghanoush“, die Apotheken, der Kiosk und der Barbier gehören. Bis auf die Äskulap-Apotheke werden diese Einrichtungen von Personen mit Migrationshintergrund betrieben und haben sich in den vergangenen Jahren zur teilweise gezielt aus ganz Halle-Neustadt aufgesuchten Versorgungsinfrastruktur für Einzelpersonen und Familien mit Migrationshintergrund

entwickelt (vgl. Protokoll 7), wozu sicherlich auch die arabische Bezeichnung der Lebensmittel, die hauseigene Bäckerei und das angebotene Halal-Fleisch beigetragen haben. Insbesondere nachdem die Kaufhalle „Am Treff“ abgerissen wurde, die nun neu gebaut wird, sind diese Konsumorte in Kombination mit dem Zuzug von Menschen nicht-deutscher Herkunft seit 2015 und deren erhöhter Nutzung wesentliche Treiber der Wiederbelebung des Platzes gewesen: *„[...] ohne diese strukturelle Änderung wäre der Ort ausgestorben. [...] Jetzt gibt es wieder mehr Leben im Viertel und am Platz“* (Protokoll 7).

Durch das Wegfallen des Supermarkts sind nun aber gleichermaßen auch alteingesessene Personen, die in unmittelbarer Nähe wohnen, teilweise darauf angewiesen, das Versorgungsangebot des „Orienta“-Markts zu nutzen. Aus Einzelgesprächen ergab sich dabei zwar eine gewisse Skepsis, aber auch eine positive Überraschung hinsichtlich der Angebote im Laden: *„Ja schon [ich kaufe hier öfter ein], also ist zwar manchmal bisschen schwierig hier das zu lesen, weil ist ja ausländisch [...]. Aber man wird hier schon gut bedient, ja. Ja und die Kekse sind gut, haben sie immer unterschiedliche Sachen im Angebot, ja und dann da vorne ist auch Gemüse und so“* (Protokoll 1). Gleichzeitig wurde auf Nachfrage betont, dass nach Fertigstellung der Bauarbeiten für die neuen Kaufhallen der „Orienta“-Markt nicht mehr zur Versorgungsdeckung genutzt werden würde: *„Ach der sollte schon im Februar letzten Jahres eröffnen [...]. Aber das ist schon wichtig, dass wir hier mal super einkaufen können. Wir alten Leute kommen doch sonst nicht an Lebensmittel [...].“* Auf die Frage „Wenn der neue Supermarkt eröffnet ist, gehen Sie dann trotzdem noch hier einkaufen?“ folgten die Antworten: *„Nee, also dann haben wir ja dann Penny und Edeka und alles, also das ist schon besser“* (Protokoll 1) und *„Alte Leute wollen vielleicht ja auch nicht in den orientalischen Laden [...]“* (Protokoll 10).

Diese Gesprächsausschnitte decken sich mit den Beobachtungen vor Ort. Der „Orienta“-Markt wird weniger von älteren, offensichtlich „weißen“ Personen besucht, sondern überwiegend von Personen mit Migrationshintergrund genutzt. Trotzdem konnten durch die erzwungene infrastrukturelle Mangelsituation erste Annäherungen festgestellt werden. Die Alteingesessenen betreten zwar mit Skepsis das Geschäft, sind insgesamt aber doch positiv überrascht vom Sortiment und kommen mit den Mitarbeiter*innen sowie den Familien allein schon durch das gemeinsame In-den-Gängen-Gehen und An-der-Kasse-Anstehen in Kontakt. Damit teilen sie gemeinsame Einkaufspraktiken im Alltag mit einer sehr geringen Zugangsbarriere, die eher auf emotionaler bzw. diskursiver Ebene existiert. Ähnlich trifft dies auch auf den Besuch des Restaurants „Baba Ghanoush“ zu: *„Ja nur die Deutschen haben am Anfang etwas Angst. Die brauchen Zeit. Die gehen drei Mal rein und raus und dann kaufen sie*

erst was“ (Protokoll 5). Die Zeit läuft mit dem Bau des Einkaufszentrums kontinuierlich gegen diese alltäglichen Begegnungen und Auseinandersetzungen der lokalen Anwohnerschaft, und es ist noch nicht abzusehen, wie sich die Begegnungs- und Einkaufsdynamik nach dessen Fertigstellung entwickeln wird.

Wendet man sich von dieser scheinbaren Spaltung der Konsument*innen ab und den Dynamiken zwischen den migrantischen Bewohner*innen im und um den „Orienta“-Markt herum zu, so lassen sich ganz andere Kontakt- und Bewegungspraktiken beobachten. Es konnte in zahlreichen Beobachtungen eine gewisse Trennung zwischen dem Verhalten und sozialen Interagieren von männlichen sowie weiblichen Personen festgestellt werden. Wie bereits im ersten Abschnitt beschrieben, passieren die Frauen den Platz oftmals in Begleitung von kleinen Kindern mit oder ohne Kinderwagen und gehen gezielt in den Einkaufsmarkt. Teilweise bewegen sich auch Frauenpaare in intergenerationeller Kombination. Die weiblichen Personen halten sich aber kürzer am Platz auf und befinden sich dann auf den Bänken am Kinderspielplatz „Drachennest“ in reger Unterhaltung (vgl. Protokolle 12, 17, 19). Natürlich gehen auch ganze Familien zum Einkaufen in den Markt, und insbesondere am Nachmittag nutzen viele Schulkinder in gemischten Gruppen das Geschäft. Kleinere Kinder, die zum Einkauf mitgenommen werden, wurden als sehr selbstbewusst und organisch am Platz agierend wahrgenommen, da sie sich nicht nur an der Seite ihrer Eltern aufhielten: *„Das Mädchen kommt ohne Papa aus dem Laden, rennt freudig und ruft jemandem etwas zu, hat eine Süßigkeit in der Hand, bewegt sich selbstbewusst*“ (Protokoll 17). Sie spielen eigenständig vor dem Markt, was deutlich macht, dass ihnen der Ort und die Menschen vertraut sind: *„Als ich hinausgehe, ruft mir der alte Mann ‚Hallo‘ zu, was ich erwidere. Er sitzt wieder auf der Bank, um ihn herum sitzen mehrere Kinder, die mit ihm reden und mit ihm lachen*“ (Protokoll 5).

Die Betrachtung des Verhaltens männlicher Personen zeigt zwar ähnliche Muster, da auch einzelne Väter mit ihren Kindern in den „Orienta“-Markt gehen. Dabei lassen sich jedoch andere Zeiten und soziale Dynamiken unter den Vätern sowie insbesondere bei männlichen Einzelpersonen im jungen Alter beobachten, denn *„Jungs sind generell mehr allein unterwegs*“ (Protokoll 10). Bei Letzteren bilden sich öfter kleinere Gesprächsgruppen – sowohl im Markt als auch beim Passieren des Platzes, vor dem Bistro und dem Restaurant: *„Mein Blick fiel immer wieder auf die Baustelle, die direkt gegenüber vom Restaurant lag. Dort arbeiteten drei Männer, die gerade Armierungsgitter auf der Baustelle auslegten und sich immer wieder mit vorbeilaufenden Passanten am Bauzaun unterhielten oder sich kurz mit Rufen oder Handzeichen grüßten. Ein älterer Mann und ein Junge unterhielten sich etwas länger und sprachen mit einem Bauarbeiter durch den Bauzaun [...]*“ (Protokoll 18). Dabei wird der

eigentliche Konsumzweck des Ortes durch soziale Interaktion erweitert, wenn nicht sogar ersetzt: *„Der Barbier ist voller Menschen, nur Männer. Es bekommt jedoch nur eine Person einen neuen Haarschnitt. Es wird viel gelacht, und ab und zu kommt einer raus und raucht eine Zigarette“* (Protokoll 15). Dies sind Hinweise auf gut ausgeprägte soziale und persönliche Netzwerke hinter dem Schleier der ökonomischen Institutionen: *„Die zwei Mitarbeiter des Restaurants sind wieder rein, und es kam ein anderer Mitarbeiter heraus. Dieser grüßte ab und an vorbeilaufende Passanten, die sich wiederum kurz zu ihm setzten und nach einem kurzen Wortwechsel wieder weitergingen“* (Protokoll 18). Diese Beobachtungen vermitteln den Eindruck einer zusammenstehenden Community, in der man sich kennt und alltäglich sieht und unterhält. Ankerpunkt dieser Beziehungen sind auf den ersten Blick Orte der Daseinsvorsorge und des Konsums, die aber über diese Funktion hinausgehen und zu sozialen Orten der Begegnung geworden sind.

Die dominant männliche Präsenz an Plätzen des öffentlichen Raumes wurde auch vom lokal ansässigen Verein der „Grünen Villa“ erkannt und entsprechend konzeptionell aufgenommen: *„Es sind hier generell mehr Jungs unterwegs, die Mädchen müssen zu Hause helfen, deshalb wollten wir den Fokus gezielt auf Frauen und Mädchen richten [...]“* (Protokoll 10). Dafür wurden spezielle Formate entwickelt, sodass die Mädchen *„einen geschützten Ort [haben] um Sport zu machen, zu tanzen, deutsch zu lernen, Selfies zu machen, auch mal das Kopftuch abzulegen oder auch über eventuelle Traumata zu sprechen“* (ebenda).

Es scheint einen geschlechterspezifischen Bedarf zu geben, der zunehmend zu einer Spezialisierung und Funktionsvielfalt der Institution führt, auch wenn diese am ursprünglichen Konzept teilweise vorbeigeht. Es existiert aber ein Mangel an ähnlichen Vereinen. Die Mitglieder der „Grünen Villa“ hatten sich bei der Gründung aktiv für Kulturarbeit in Halle-Neustadt entschieden, um *„eine generationenübergreifende Einrichtung mit festen Theater-, Musik- und Zirkusformaten aufzubauen [...], da den Familien die Mittel fehlen, um selbst Angebote wahrzunehmen“* (ebenda). Mittlerweile hat sich der Fokus stark auf Kinder verschoben, von denen die meisten aus dem anliegenden Wohnblock mit hohem Migrant*innenanteil kommen.

Der Versuch, als Begegnungsort zu fungieren, ist durch die Skepsis alteingesessener Personen, aber auch durch die mangelnde Einbindung der Eltern aufgrund von Verständigungshemmnissen sowie durch fehlende finanzielle Mittel für Ehrenamtliche nicht in vollem Maße verwirklicht worden. Damit beschränkt sich der Kontakt auf mehr oder weniger interessierte Laufkundschaft bei Festen oder Vorstellungen, auf gezielt milieuübergreifende

Kooperationen mit den Schulen aus der Altstadt sowie auf Einzelpersonen, die eigene Hausaufgaben- bzw. Spielangebote entwickeln.

Der Wunsch nach vielfältigeren Begegnungen ist groß, und auch der Einbezug der alteingesessenen Bewohner*innen wird erwogen, um das Misstrauen und das Gefühl von Fremdheit zu brechen: *„Die wählen ja quasi gegen ihre eigenen Nachbarn“* (ebenda). Häufig werden in diesem Kontext persönliche Ursachen wie die Plötzlichkeit der Zuzugswelle und die sich in den Jahren seit der Wende entwickelten Tendenzen zur Vereinsamung durch Wegzug und Rückbau angeführt, die zu diesem Fremdheitsgefühl beigetragen haben. In der Debatte um postmigrantische Gesellschaften wird jedoch darauf verwiesen, dass diese Emotionen und Feindseligkeiten nichts mit der Gruppengröße der Minderheiten zu tun haben, sondern eine viel tiefer greifende Thematik ans Licht bringen (Foroutan 2019: 13). Der Blick hinter die polarisierende Migrationsdebatte fokussiert dabei auf bestehende Kernprobleme der sozialen Ungleichheit unserer Gesellschaften wie beispielsweise Chancengerechtigkeit, Abstiegsängste im Kontext der Globalisierungsverunsicherung, Anerkennungs- und Teilhabedefizite (ebenda: 14ff, 20). Für alle diese ohnehin diskutierten Themen wirkt die Migrationsfrage wie ein Katalysator (ebenda: 14), der zunehmend die politischen Wahlkämpfe dominiert und damit die Aufmerksamkeit vom grundlegenden Paradoxon der pluralen Demokratie ablenkt. Die im Grundgesetz verankerten Rechte erkennen auf der einen Seite die Pluralität von gesellschaftlichen Gruppen als Stabilitätsgaranten von Demokratien an, in der Migration – neben „Geschlecht, sexueller Orientierung, Alter, Religions- und Schichtzugehörigkeit“ (Foroutan 2019: 31) – einen basalen Anteil der Pluralität bildet. Auf der anderen Seite wird aber eine größtmögliche Homogenität von Gesellschaften als Quelle von Stabilität angesehen. Diese entgegengesetzten Argumentationsstränge treten gleichzeitig auf: Zum einen werden zunehmend feministische Positionen hochgehalten und das Recht auf Gleichberechtigung und eine anerkannte Titulierung verschieden ausgeprägter sexueller Orientierungen wahlkampfrelevant, zum anderen wird weiterhin auf eine eindimensional gerichtete Integration von Personen aus anderen Herkunftsländern gepocht, mit der diesen jedwede Abweichung von der Mehrheitsgesellschaft angekreidet wird: *„Aber mal ganz im Vertrauen, ja also meine größte Sorge hier, das ist dieser ganze Völkermischmasch, das kann ja nicht gut gehen [...]“* (Protokoll 19). *„Wir erzeugen hier ein neues Berlin, ein neues Ghetto entsteht hier“* (Protokoll 9).

Abgesehen von den Emotionen des Misstrauens fehlen schlichtweg auch früher existente Infrastrukturen, die alltägliche Begegnungen fördern können: Turnhalle, Schwimmbad, Sitzgelegenheiten. So bleiben Begegnung und Unterhaltung der Erstbezugsgeneration oft auf interne kurze Gespräche am Platz oder in der Apotheke beschränkt. Dazu tragen auch durch

Medien und öffentliche Diskurse generierte Ängste bei, die dazu führen, dass bestimmte Orte zu bestimmten Zeiten explizit gemieden werden, ohne einen eindeutigen Beleg für die Validität dieser Behauptungen zu haben. Angst schränkt damit zunehmend alltägliche Praktiken der (älteren) Bewohner ein bzw. modifiziert diese: „[...] manchmal bekomme ich Angst, wenn ich hier durchgehe zur Bank, denn wenn ich Geld brauche, hole ich gleich etwas mehr, weil ich ja nicht so oft losgehen will, und dann stehen da die Ausländer bei der Bank und rauchen, und da habe ich schon Angst, dass sie mich ausrauben“ (Protokoll 3). „Alleine würde ich hier nachts nicht langgehen, nachts“ (Protokoll 4). Ob hier nachts viel los ist, wisse sie nicht. „Noch wohne ich ja im Zentrum. Aber Ausländer gibt es hier viele“ (ebenda). Die dahingehende Beobachtung und Befragung am Platz ergab, dass es auch nach 22 Uhr ziemlich ruhig zugeht und wenig Betrieb „Am Treff“ ist, abgesehen von einigen Restaurantbesuchern und ein paar jungen Menschen, die sich am Brunnen treffen.

Zu den beschriebenen Vorurteilen, die zu aktiven und passiven Verhaltens- und Bewegungsänderungen führen, kommt die sprachliche Barriere und der in einigen Gesprächen angesprochene Mangel an Begegnungsräumen: „Ich bin auch in meiner Freizeit nicht hier [...], viele alte Menschen; und die vielleicht für mich interessant wären, können noch, also wirklich noch, nicht so gut Deutsch“ (Protokoll 19). Da der Stadtteil noch so stark im Wandel ist und sich neue, jüngere Dynamiken entwickeln, die sich in bestehende Infrastrukturen nur partiell einbetten lassen, sollten diese Verhältnisse nicht ignoriert werden. Fest steht, dass neue Begegnungsmöglichkeiten gefördert werden sollten, denn: „Früher standen hier auch mehr Bänke, da konnten wir alle zusammensitzen“ (Protokoll 2). „Zum Quatschen und Abhängen treffen wir uns eher auf dem Markt in der Stadt oder auf der Peißnitz [...]. Gibt hier nicht so viele Orte, wo es nett ist, so Bänke zum Beispiel, nicht so hier, wo alle durchgehen“ (Protokoll 19). Und es ist fraglich, „[...] inwiefern Integration geschehen soll, wenn es keine wirklichen Treffpunkte vor Ort gibt, an denen Menschen sich begegnen können“ (Protokoll 9).

Der Bedarf ist klar, die Möglichkeiten sind vielfältig. Wie sich auch schon bei den Beobachtungen feststellen ließ, wären schon einfachste infrastrukturelle Maßnahmen wie das Anbringen weiterer (Rund-)Bänke um den Platz herum und auf dem Weg zur Magistrale wichtige Ankerpunkte, um einen längeren Aufenthalt zu ermöglichen, ohne dabei etwas konsumieren zu müssen. Auf eine Bank setzt man sich eher auch einmal zu fremden Menschen und kann dadurch in Kontakt kommen. Doch auch die bereits vorhandenen Orte des Konsums könnten ergänzt werden, jedoch nicht durch einen großen Supermarkt – der, wie es scheint, eher zu einer räumlichen Spaltung der Versorgungseinrichtung in „alt und deutsch“ sowie in

„jung und migrantisch“ beitragen würde –, sondern durch Cafés oder öffentliche Begegnungsstätten.

10. Differenzen im Wohnviertel

Auf die Perspektive der Begegnung folgt in diesem Abschnitt eine detailliertere Bestandsaufnahme der beobachteten Reibungspunkte, wobei die heterogenen Normvorstellungen der Anwohnerschaft deutlich werden. Dies ist relevant vor dem Hintergrund der Debatte um die Stabilität von Nachbarschaften, für die häufig die Einigkeit der Bewohner, wie man sich zu verhalten habe, also das Berufen auf ähnliche Normen, betont wird (Friedrichs 2015: 49). Ob die Angleichung von Normen wirklich das Ziel sein sollte, muss infrage gestellt werden, klar ist aber, dass ein gegenseitiges Verständnis für die Ursprünge und Begründungen der jeweiligen Normen und dem daraus folgenden Verhalten eine gute Basis für Annäherung und Aushandlung bieten.

10.1 Geräusche – Lautstärke – Lärm

Geräusch- und Lärmpegel sind zwei Faktoren, die die Lebensqualität in Städten sehr beeinflussen können. Auch bei der Erhebung „Am Treff“ wurden diese Themen angesprochen. Gerade während der Bauzeit des neuen Einkaufszentrums ist die Lärmbelastung sehr hoch, da Baufahrzeuge auf der Baustelle umherfahren, Kräne bedient und Maschinen betätigt werden. Der sonst eher ruhige Platz wirkt dadurch unattraktiver für Aufenthalte. Diese Art der Geräuschbelastung ist zeitlich begrenzt, die nach Süden angrenzende Richard-Paulick-Straße und der Geräuschpegel der vorbeifahrenden Autos hingegen nicht. Ein Ort wie der „Treff“ ist durch die hohe Frequentierung auch durch einen gewissen Grundgeräuschpegel geprägt, der durch Passant*innen entsteht. Vor allem Kinder und Jugendliche, die von bzw. zur Schule laufen oder sich den Platz spielend aneignen, tragen dort zu einer lebendigen Atmosphäre bei. In unseren Beobachtungen bemerken wir „[...] eine gewisse Grundlautstärke. Einerseits hört man die Autos auf der nahegelegenen Straße, andererseits hört man viele Menschen reden und Kinder rufen. Es laufen Erwachsene, Kinder und Senior*innen vorbei“ (Protokoll 12). Auch die Präsenz von Musik in diesem öffentlichen Raum muss hier erwähnt werden. Durch tragbare Musikboxen oder vorbeifahrende Autos kommt es immer wieder zu einer Änderung der Geräuschkulisse und zu einer kurzen Beschallung mit verschiedensten Musikrichtungen. Musik wird vorrangig durch die jüngeren Bewohner*innen auf den Platz gebracht und von älteren Menschen kritisiert. Diese fühlen sich durch den künstlich erzeugten Geräuschpegel gestört und

sehen diese Entwicklung als sehr negativ an. Gleichzeitig zeugt die Musik, die hin und wieder „Am Treff“ zu hören ist, auch von einem positiven Lebensgefühl, was besonders am Imbiss auffällig wird. Abends kann man hier beobachten wie „*Feierabendstimmung*“ aufkommt: „*Die Musik ist etwas lauter als sonst, die Angestellten wirken ausgelassen*“ (Protokoll 5). Auch aus den einzelnen Wohnungen ist häufiger Musik zu hören. Während einige Menschen auf diesem Wege ihre positive Stimmung mit den Nachbarn teilen wollen, fühlen sich andere dadurch belästigt, insbesondere außerhalb der geregelten Ruhezeiten.

Gerade in der Zeit nach der Fertigstellung der Baustelle könnte der Geräuschpegel durch die neuen Gebäude sowie eine intensivere Begrünung verringert werden, sodass sich der Platz als Ort des Verweilens etabliert. Der angrenzende Spielplatz und die Kastanienschule werden auch weiterhin ein Grund dafür sein, dass viele Kinder und Jugendliche diesen Platz häufig frequentieren. Die Lage der Apotheken und die Demographie des Stadtteils tragen aber auch dazu bei, dass die alteingesessene Bewohnerschaft diesen Platz nutzt und im öffentlichen Raum präsent bleibt. Dieser scheinbare Generationenkonflikt, der sich aufgrund der verschiedenen Vorstellungen von Ruhezeiten bzw. Lärmpegeln auftut, lässt sich durch ein – mit alltäglichen, aber auch geförderten Begegnungen – heranwachsendes, respektvolles und achtsames Miteinander minimieren.

10.2 Konflikt: Alteingesessene – Zugezogene

Die Bewohner*innen des Viertels leben, wie bereits erläutert, mit einer stark negativen Fremdwahrnehmung ihres Lebensraumes. Außenstehende sehen leere Wohnblöcke und den Rückbau aus der Nachwendezeit. Die Anwohner*innen selbst fühlen sich teilweise abgehängt von der Mehrheitsgesellschaft, und die aus ihrer Sicht notwendigen Investitionen wurden nicht getätigt. Das Viertel, welches nach der Wende hauptsächlich Lebensraum für Menschen im Rentenalter war, später ergänzt durch Spätaussiedler*innen, erfährt seit 2015 wieder einen starken Zuzug, und leerstehende Wohnungen werden erneut bezogen. Im Stadtbild äußert sich dieses Phänomen durch neue Geschäfte, die spezifische Lebensmittel anbieten, aber auch die Bewohnerschaft zeugt von unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, die durch das Sprechen anderer Sprachen oder das Tragen religiöser Kleidung sichtbar werden. Die Unterhaltungen, die wir mit Anwohner*innen und Gewerbetreibenden führten, zeigten die Distanz, die es offenbar zwischen den „Alteingesessenen“ und den „Neuen“ tagtäglich gibt (vgl. Elias & Scotson 2002 [1965]). Der Platz wirkt hier wie ein sozialer Knotenpunkt, der alle teilnehmenden Parteien zwar verbindet, aber (noch) nicht zum Zusammenleben beiträgt. Die

Anwohner*innen nutzen die gleichen Wege und Infrastrukturen, dennoch grenzt man sich schon auf sprachlicher Ebene ab und schafft somit Distanz. Bei fast allen Befragten kam dies zum Ausdruck, indem ein Vokabular benutzt wurde, das in „wir“ und „die anderen“ gruppiert (vgl. Kapitel „Diversität“). Dabei sollte gerade die Ankunft von Familien als Potenzial gesehen werden, da mit der Verjüngung des Viertels neue Infrastrukturen geschaffen werden, die für alle Anwohner*innen Vorteile bringen. Die Menschen der Erstbezugsgeneration sollten in die Vernetzung und den Austausch einbezogen werden, denn sie kennen die Nachbarschaft seit Jahren und könnten durch ihre Erfahrungen zu einem Miteinander beitragen, das es zu Zeiten der Entstehung der Planstadt bereits gab: *„Es gäbe Beschwerden von alten Bewohner*innen über Lärm und fehlende Sauberkeit, aber er (ein Gewerbetreibender „Am Treff“) bekomme genauso auch nachbarschaftliche Hilfe untereinander mit“* (Protokoll 11).

10.3 Sauberkeit und Ordnung

Ein weiterer Punkt, der während unserer Recherche von mehreren Seiten angesprochen wurde, ist die Sauberkeit im öffentlichen Raum. Die Befragten berichteten von herumliegendem Müll, von Ratten, die sich in den Morgenstunden auf dem Platz herumtreiben, und von unordentlicher Begrünung, die der Bewohnerschaft und den Gewerbetreibenden missfällt: *„Negativ empfindet er gestiegenen Lärm und weniger Ordnung und Sauberkeit auf dem Platz und beschreibt auch, dass es dadurch ‚Ärger mit den ansässigen Anwohnern‘ gibt“* (Protokoll 11). Durch eine stärkere Frequentierung und den Trend, Essen zum Mitnehmen zu bestellen, kommt es auf dem Platz – wie mittlerweile an vielen Orten – zu mehr Müll, der hinterlassen wird. Während einige der Befragten diese Auffälligkeiten mit dem (Nicht-)Benehmen ihrer Mitmenschen erklären, sehen andere eher die Stadt in der Verantwortung hinsichtlich Bewirtschaftung und Reinigung des Ortes. Vor allem der Brunnen und die Beete dienen offenbar der Müllentsorgung und erfordern eine ständige Säuberung. Während unserer Feldarbeit konnte mehrmals das Ordnungsamt beobachtet werden, das nicht nur für die Einhaltung der Parkregeln vor Ort zuständig ist, sondern auch die Sauberkeit auf öffentlichen Plätzen dokumentiert. Mülleimer sind oft so platziert, dass sie in unmittelbarer Nähe von Sitzbänken stehen, und die Gewerbetreibenden sorgen dafür, dass zumindest vor dem eigenen Geschäft die Wege sauber sind. Auch der Brunnen wird regelmäßig von Müll und Algen befreit. Aus unserer Sicht als Forschende konnten wir den Eindruck eines im Vergleich zur übrigen Stadt besonders von mangelnder Sauberkeit betroffenen Ortes nicht im gleichen Ausmaß nachvollziehen, was sich

wohl teilweise mit den Ansprüchen der Erstbezugsgeneration erklären lässt und deren verinnerlichtem Ideal einer Modell- und Vorzeigestadt, die Sauberkeit hochhält.

Der „Treff“ wird auch als Ort der Unsicherheiten in Bezug auf Kriminalität beschrieben, ein Bild, das gerade durch die älteren Anwohner*innen geäußert wurde. Auch die Videoüberwachung vom Dach der Apotheke lässt auf Ereignisse schließen, die nicht unbedingt zu einem Sicherheitsgefühl der Bewohnerschaft beigetragen haben. Die Befragten beschreiben dieses Gefühl unter anderem wie folgt: *„[...] Sorgen haben wir wegen der leeren Häuser, wenn da abends alles dunkel ist, geht man da nicht gern lang“* (Protokoll 19). Es wird auch von Jugendlichen berichtet, die sich nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Platz aufhalten und diesen bis spät in die Nacht nutzen. Hierzu berichtet ein ansässiger Gewerbetreibender, dass *„[...] im Sommer oft bis 0 Uhr Jugendliche am Brunnen sitzen und den Ort sehr aktiv als Treffpunkt nutzen, während die älteren Bewohner*innen ‚um 20 Uhr ins Bett gehen‘ [würden]“* (Protokoll 11). Durch mangelnde Rückzugsorte oder Treffpunkte für Jugendliche, die wie von Pasternack (2019c) beschrieben auch nicht in der Stadtarchitektur der „eindeutigen Stadt“ vorgesehen waren (ebenda: 30, 35), entwickelt sich ein höheres Konfliktpotenzial zwischen den (Alters-)Gruppen.

Umfragen, die im Rahmen einer „Zukunftswerkstatt“ in der Südstadt durchgeführt wurden, belegen, dass insbesondere die Forderungen nach Ordnung, Sicherheit und Recht ein verbreitetes Phänomen sind – vor allem unter der deutschen Anwohnerschaft: *„Ich bin nicht die einzige Deutsche im Südpark, die Angst hat, allein rauszugehen“* (Böhmer 2019: 96); und: *„[...] dass wir Deutschen uns in unserem eigenen Wohnviertel noch nie so unsicher gefühlt haben wie jetzt“* (ebenda: 97). In diesen Berichten konnten, deckungsgleich mit unseren Analysen, Identitätsstrukturen des „Wir“ und „die Anderen“, aber auch des „Innen“ und „Außen“ aufgezeigt werden sowie die Forderung, dass das „Oben“ (Stadt und Verwaltung) gegen das „Unten“ („Ausländer und Roma“) handeln sollte (Böhmer 2019: 98).

11. Wandel

Die aufgezeigten Differenzen, pluralen Meinungen und Identitätsverschiebungen spiegeln den seit der Wende stattgefundenen Wandel im Quartier wider, weshalb sich der letzte analytische Abschnitt nochmals mit ebendiesen Wandlungsprozessen und deren Wahrnehmung beschäftigen soll. In unseren explorativ geführten Interviews wurden häufig Veränderungs- und Entwicklungsprozesse im Stadtgebiet angesprochen. Besonders ältere Menschen, häufig die Erstbezugsgeneration, nehmen dabei eine Vergleichsperspektive von „früher“ und „heute“ ein.

11.1 Räumlicher und materieller Wandel

Das ehemalige Wohnkomplexzentrum „Am Treff“ hat aufgrund des strukturellen Wandels seit der Wende und den soziodemographischen Veränderungsprozessen einen Funktionsverlust erlitten. Die Wahrnehmung dieses Zentrums beschreibt Pasternack (2019d) wie folgt: „Kaum kontrovers war etwa der Abriss des ‚Treff‘ mit der Kaufhalle ‚Basar‘ im Zentrum des 2. WK [Wohnkomplex] (2017). Ihm trauerte so recht niemand nach [...]“ (ebenda: 20). Der Saal des Treffs war früher nicht nur Schülerspeisesaal, sondern beherbergte bis 1999 auch das Neustädter Kino (Prisma) und diente in den 1970er Jahren als beliebte Disko (der unangepassten Neustädter Jugend). All dies „gehört nicht zum Erinnerungsbestand des Stadtteilgedächtnisses“ (ebenda). In einem Interview mit zwei Frauen der Erstbezugsgeneration wird eine andere Wahrnehmung von Veränderungs- und Entwicklungsprozessen sichtbar: *„Früher, als es die Kaufhalle noch gab, war es viel besser. Da konnten wir immer hingehen und es war gleich vor der Tür [...], der schöne Friseur darüber wurde auch geschlossen und da sind auf einmal Wohnungen reingekommen. Da war auch eine Wäscherei und Dienstleistungen, aber das ist alles heute nicht mehr da [...]“* (Protokoll 3). Der derzeitige Neubau der Kaufhalle wird aufgrund des langwierigen Bauprozesses von den befragten Bewohner*innen trotzdem als eher negativ empfunden (vgl. Protokoll 1, 2, 3).

Obwohl der Ort durch die neu aufgebaute Bewirtschaftung der Ladenlokale wieder mit Nahversorgungs- und Dienstleistungsangeboten belebt wurde, scheinen diese nicht alle Bedürfnisse, vor allem der älteren Bewohnerschaft, abzudecken (vgl. Protokoll 3). Gleichzeitig wird ein Misstrauen gegenüber der geplanten räumlichen Bauentwicklung deutlich: *„Die neue Kaufhalle soll ja in diesem Jahr noch fertig werden, habe ich gehört. Das sehe ich noch nicht“* (ebenda). Gleichzeitig wird der Ort von zwei älteren Frauen der Erstbezugsgeneration als *„unverändert“* betrachtet. Auf die Frage, was sich denn im Lauf der 40 Jahre verändert hätte, antworteten sie: *„Ne eigentlich gar nicht so viel. Würde ich so jetzt nicht sagen. Die Fenster wurden erneuert, aber das war es auch schon“* (ebenda).

Das lässt sich insofern nachvollziehen, als dass sich das „Wohnen-an-sich“ wahrscheinlich für die Erstbezugsgeneration kaum verändert hat. Denn das vertraute Zuhause, das äußerliche Erscheinungsbild des Wohnhauses und der Wohnungsgrundriss blieben über die Jahre nahezu gleich. Der Leerstand der letzten Jahrzehnte und die darauffolgenden Abrisse der Wohnhäuser fanden nicht immer Erwähnung, während die Entwicklungen der Grünflächen in Halle-Neustadt hingegen erkannt und als positiv wahrgenommen werden. Zu Beginn des Baus der Großwohnsiedlung waren die vorgesehenen Grünflächen noch frisch angelegt und nicht

bewachen: „[A]lles wurde vor 50 Jahren gepflanzt, und deshalb ist es mittlerweile sehr groß und alles grünt [...]“ (Protokoll 3). Auch die Hochhaushöhe und die daraus resultierende Aussicht auf Halle-Neustadt wurde positiv bewertet: „Er erzählt, dass man aus den oberen Stockwerken der Hochhäuser einen guten Blick über Neustadt hat und man wirklich viel Grün sieht“ (Protokoll 6). Eine Veränderung des Ortes wird bei den Befragten der Erstbezugsgeneration hauptsächlich durch die baulichen Veränderungen bzw. den Abriss der alten Kaufhalle und die Bauarbeiten des neuen Einkaufszentrums wahrgenommen sowie die damit verbundene Veränderung der gewohnten Nähe bzw. Distanz zu Versorgungs- und Dienstleistungsangeboten.

11.2 Sozialstruktureller Wandel und persönlicher Lebenswandel

Die sozialstrukturelle und demographische Entwicklung im Stadtteil hin zu pluralen Herkunftsn und einer Verjüngung wird ebenfalls in den Protokollen sichtbar. Häufig ist die Wahrnehmung der sich wandelnden Bevölkerungsstruktur, wie bereits dargelegt, von den befragten älteren Menschen der Erstbezugsgeneration mit einer gewissen Negativität behaftet (vgl. Protokolle 1, 2, 3, 7). Diese Veränderung wird von einigen Befragten aber auch positiv bewertet (vgl. Protokolle 7, 9), selbst wenn teilweise widersprüchliche Aussagen getroffen worden sind: „Wir erzeugen hier ein neues Berlin, ein Ghetto entsteht hier.“ Gleichzeitig spricht der Befragte auch von „einer Gemeinschaft, die sich hier bildet unter den Menschen verschiedener Herkunftsländer“ (Protokoll 9). Eine genaue Beobachtung zu Veränderungen der Altersstruktur und der sozialen Zusammensetzung „Am Treff“ liefert der Inhaber der „Apotheke am Treff“ (vgl. Protokoll 7). Da er die Apotheke seit 2000 leitet und so das Leben am Platz über einen längeren Zeitraum hinweg im Blick hatte, kann er persönliche Einschätzungen zu den Veränderungsprozessen geben. Er spricht von einem „Strukturwandel in den letzten drei bis fünf Jahren“ und dass er eine deutliche Veränderung bemerkt habe, „von wem der Ort genutzt wird und wer sich hier aufhält“ (ebenda). In seinen Beschreibungen kommt er mehrfach auf die zeitliche Einordnung „vor fünf Jahren“ zurück, es scheint also auch in seiner Wahrnehmung der Entwicklungen „Am Treff“ und im Viertel ein „vor 2015“ und ein „nach 2015“ zu geben. Bis vor fünf Jahren sei das Viertel hauptsächlich von Rentner*innen bewohnt gewesen, Familien und Kinder habe es kaum gegeben. Vor fünf Jahren hätten noch 90 % seines Kundenstammes aus „deutschen Rentnern“ bestanden, heute seien es „50/50 deutsche und migrantische Kunden und wesentlich mehr Familien und dementsprechend auch Kinder“ (Protokoll 7).

Interessant ist im weiteren Gespräch, dass er den soziokulturellen und vor allem den altersstrukturellen Wandel im Viertel zwar auch mit dem Zuzug migrantischer Bewohner*innen und Familien in Verbindung bringt, gleichzeitig jedoch den Rückgang älterer Bewohner*innen durch Versterben oder Umzug in Pflegeeinrichtungen als unabhängig davon stattfindenden demographischen Prozess anspricht und so die Bevölkerungsentwicklung im Viertel von mehreren Seiten betrachtet. Der Vergangenheit mit Leerstand und Überalterung stellt er nun das Heute – mit Nachwuchs, Lebendigkeit und Bewegung im Viertel durch den Zuzug migrantischer Bewohner*innen und Familien – gegenüber.

Während der Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund und der Zuwachs an Familien im Viertel von ihm größtenteils als positive, wiederbelebende Entwicklung wahrgenommen wird, gibt es auch Stimmen, die dieser Veränderung skeptischer oder ablehnend gegenüberstehen. So beschreibt eine ältere Frau, die als Spätaussiedlerin aus Russland im Rentenalter nach Halle-Neustadt gezogen ist, dass zum Zeitpunkt ihres Umzugs noch nicht so viele „Fremde“ dagewesen seien. Außerdem erzählt sie: „*Es sind aber alles Menschen, und wir können nichts machen. Schrecklich viele Kinder!*“ (Protokoll 2). Ihrer Aussage nach sei „*früher alles besser*“ gewesen, und „*sie glaube nicht mehr an Veränderungen, da viel Geld für Menschen rausgehe, die reingeholt werden*“ (ebenda). Hier lässt sich ein starker Entwicklungspessimismus herauslesen, verbunden mit einer Schuldzuweisung an die „Anderen“, die neu dazugekommen sind und ihrer Wahrnehmung nach für einen Wandel zum Schlechteren im Viertel gesorgt haben. Woran genau sie das festmacht und was früher für sie besser war als heute, wird aus dem Gespräch nicht deutlich. Hinzu kommen die im Kapitel „Differenzen im Wohnviertel“ bereits thematisierten diffusen Ängste vor Übergriffen und die als bedrohlich wahrgenommenen Abend- und Nachtstunden.

Bezüglich des persönlichen Lebenswandels und der Mobilität wird in verschiedenen Gesprächen der Umzug nach Halle-Neustadt mit folgenden Motiven begründet: günstiger und verfügbarer Wohnraum, Arbeitsplatzwechsel, Arbeitsplatzverlust und die damit verbundene Suche nach günstigem Wohnraum sowie die Nähe zur Familie bzw. zur eigenen Community. Mehrfach ist in Gesprächsprotokollen das Thema der positiv empfundenen Nähe zur Familie festgehalten, die teilweise ausschlaggebend für einen Zuzug nach Halle-Neustadt war (vgl. Protokoll 3, 4, 12). Diesem Motiv lassen sich auf Grundlage der Aussagen auch zahlreiche Beobachtungen zuordnen, die eine auffällige Vertrautheit und Bekanntschaft vieler Menschen, die sich „Am Treff“ bewegen und begegnen, dokumentieren (vgl. Protokoll 5, 12, 18). Exemplarisch für den Wandel von Lebensumständen, der zum Zuzug nach Halle-Neustadt bewegt, scheint das Gespräch mit einer älteren Frau (vgl. Protokoll 4), die aufgrund des Verlusts

ihres Arbeitsplatzes aus einer großen Altbauwohnung im Zentrum Halles nun in eine kleinere Wohnung in Halle-Neustadt umziehen muss und eigentlich nicht in die „Platte“ ziehen will. Aber auch in Halle-Neustadt habe sich der Wohnungsmarkt in den letzten Jahren noch einmal rapide geändert. Sie erzählt, dass sie Probleme habe, eine Zweiraumwohnung zu finden, da diese sehr begehrt seien und es nicht genug gäbe, es sogar „*unmöglich*“ sei, etwas zu finden (ebenda). Im bereits thematisierten Gespräch mit dem Apotheker wird die „*Ghettoisierung*“ Halle-Neustadts angesprochen (Protokoll 9). Er führt diese auf „*günstigen Wohnraum und viel Leerstand*“ zurück. Außerdem erzählt er davon, dass er „*seinen Neffen aus Malaysia nach Deutschland geholt [hat], damit er hier arbeiten kann. Dieser wohnt ebenfalls in HaNeu und macht einen Deutschkurs*“ (ebenda). All diese Aussagen belegen nochmals auf kleinräumlicher Ebene die zwei einleitend thematisierten Aspekte der sozialräumlichen Segregation sowie der persönlichen Mobilität aufgrund der Arbeitssituation.

12. Diskussion und Ausblick

Um die hier beschriebenen und daraus interpretierten Aspekte näher zu beleuchten, wären sicher noch weitere Beobachtungen und Gespräche nötig. Doch auch in diesem begrenzten Umfang spiegeln sie wider, wie vielschichtig die Prozesse des Wandels in Halle-Neustadt sind sowie deren Wahrnehmung durch die Bewohner*innen – und wie viele dieser Prozesse allein an dem kleinen Platz „Am Treff“ zu beobachten und zu erfahren sind.

Die von Bernt (2019) sowie von Helbig und Jähnen (2018) beschriebenen Tendenzen der sozialräumlichen Segregation in Kopplung mit ethnischer Segregation konnten auch aus den Beobachtungen rekonstruiert werden. Dabei sollte jedoch zunehmend eine Abkehr von einer rein defizitären und stigmatisierenden Sicht auf diese Überschneidung erfolgen, da die „*Negation der Potenziale von sozial und ethnisch segregierten Gebieten [...] implizit auch das individuelle Potenzial eines jeden Bewohners in Frage [stellt]*“ (El-Mafaalani et al. 2015: 11). Dadurch kommt es zunehmend zu Identitätsmissverständnissen zwischen Außen- und Innenwahrnehmung und in der Folge auch zu Auswirkungen auf angesetzte Maßnahmen und deren Wirksamkeit (vgl. Wassenberg 2004; Benkel 2010a u. 2010b; Jacobs et al. 2011). Bezüglich der ethnischen Segregation fordert unter anderen Yildiz (2015) eine entdramatisierte, weniger pädagogische Sicht auf die Alltagspraktiken von Migrant*innen im urbanen Raum, da das geläufige Interventionsprogramm vonseiten der Politik bisher an den Lebensrealitäten der Menschen vorbeigeht. Er empfiehlt daher einen Perspektivwechsel, bei dem es „*jetzt nicht mehr darum geh[t], bei Konflikten und Problemen einfach zum Abbau migrationsbedingter Diversität aufzufordern, sondern diese Diversität als neue Realität zu akzeptieren und anzuerkennen*“

(Yildiz 2015: 303). Diese Forderung ist ebenfalls in der Debatte um postmigrantische Gesellschaften enthalten: Der Fokus auf scheinbar durch Migration und ethnische Diversität ausgelöste gesellschaftliche Probleme soll auf die dahinterstehenden grundlegenden Aushandlungsprozesse der Teilhabe und Anerkennung in der pluralen Demokratie gelenkt werden, für welche die Migrationsfrage nur als Katalysator wirkt (vgl. Foroutan 2019). Zudem wurden die Normalität und die Potenziale von Segregation, ausgelöst durch Saunders (2011), unter dem Schlagwort der „Ankunftsgebiete“ diskutiert, welche gerade aufgrund der Konzentration von Personen mit Migrationshintergrund und des organisch um sie herum etablierten Netzwerks aus materiellen und informellen Strukturen die „Sprungbretter“ für sozialen Aufstieg und Mobilität sind. Eine Untersuchung einzelner Nachbarschaften Halle-Neustadts aus dieser Perspektive kann durchaus zielführend sein, um Ankunftsgebiete zu identifizieren und die dort vorhandenen Strukturen weiter zu stützen. „Am Treff“ konnten bereits einzelne Hinweise auf ein solches Quartier gesammelt werden, da beispielsweise mit dem arabischen Supermarkt „Orienta“ und dem neu eröffneten Restaurant „Baba Ghanoush“ migrantische Ökonomien präsent sind.

Bezüglich der Diskussion um die aus sozialer Segregation entstehenden negativen Quartierseffekte – insbesondere im Hinblick auf die Armutskonzentration von Kindern und Jugendlichen – ist eine eindimensionale und universal greifende Lösung nicht abzusehen. So kann jedoch zum Beispiel die ausreichende Ausstattung der Kastanienschule „Am Treff“ mit entsprechenden Materialien und einem Lehrpersonal, das auf die Bedingungen vor Ort eingestellt ist, durchaus als richtiger Ansatz gesehen werden, da die Schule ein zentraler Ort für herkunfts- und milieuübergreifende Begegnung und Annäherung ist sowie für Spracherwerb und soziale Aushandlungsprozesse. Dennoch ist nicht zwangsläufig davon auszugehen, dass Investitionen in Bildungseinrichtungen als alleiniges Mittel ausreichen werden, um soziale Segregation aufzulösen. El-Mafaalani und Kurtenbach (2015) merken an: „Investitionen in Menschen sind niemals falsch. Allerdings sind Menschen – spätestens dann, wenn diese Investitionen effektiv waren – mobil. Bei jeder Intention, einen sozialen oder geographischen Raum zu fördern, sollte dies bedacht werden“ (ebenda: 262). Die gestiegene Mobilität von gut ausgebildeten Personen bringt somit erneut selektive Fortzüge mit sich und wirkt Segregation somit nicht unbedingt entgegen. Doch wie bereits mehrfach zitiert, sollte zukünftig wohl grundlegend infrage gestellt werden, ob eine Aufhebung von Segregation und Diversität wirklich das Ziel der Politik vor Ort sein sollte. Die Förderung eines „kollektiven Aufstiegs“, unter anderem durch das Halten der Bildungsaufsteiger vor Ort, hängt zunehmend von

zusätzlichen Maßnahmen ab, die den Stadtteil attraktiver, nachbarschaftlicher und lebenswerter machen und so auch schrittweise externen Stigmatisierungen entgegenwirken könnten.

Unter anderem ist dies auf stadtplanerischer und städtebaulicher Ebene zu bewerkstelligen. Wie hier herausgestellt werden konnte, leben viele Bewohner*innen weiterhin gern in Halle-Neustadt und finden insbesondere die Grün- und Freiflächen attraktiv. Auch die Anbindung an den ÖPNV ist in den letzten Jahren gut ausgebaut worden. Die Leerstandsproblematik wurde ebenfalls aufgegriffen. Auch wenn die Möglichkeiten der Stadt aufgrund der komplizierten Eigentums- und Interessenstruktur, die sich zudem in den einzelnen Nachbarschaften stark unterscheidet, eingeschränkt sind, gibt es durchaus vielfältige Ansätze zu Fassadenumgestaltung, Umbau und Wiedernutzung der modularen Bauteile der Plattenbauten, wie sie anhand von mannigfaltigen Beispielen von Angelika Mettke (2019) in „Alte Platte – Neues Design. Bauen im und mit dem Plattenbaubestand“ illustriert wurden. Die architektonische Neugestaltung anstelle eines einfachen Rückbaus ist insofern nicht zu unterschätzen, als dass die als selbstregulierendes System geplante Modellstadt Halle-Neustadt durch die Stadtmorphologie und lokale Infrastrukturen sowie Institutionen den Anspruch hatte, das Verhalten der Menschen getreu der sozialistischen Ideologie zu formen. Die Ideologie ist heute nicht mehr aktuell, doch lebt sie weiterhin materialisiert in der Stadtarchitektur und in den Erinnerungen der verbliebenen Erstbezugsgeneration fort. Medial wird diese Vergangenheit mit dem Untergang und Negativtrend der „Platten“ verknüpft. Es ist daher wichtig, partizipativ ein neues Narrativ, eine neue Identität zu entwickeln und diese auch aktiv in der Stadtmorphologie zu materialisieren, ohne dabei die unter anderem von Dean und Hastings (2000) beschriebene Relevanz von Wissenskorrespondenz zwischen innen und außen zu vernachlässigen.

Die Aushandlung einer neuen Identität, einer neuen nachbarschaftlichen Lebensweise, aber auch der Normen bezüglich Sicherheit und Ordnung bedürfen neuer Begegnungsorte und der Förderung von Self-Empowerment der sozial und demographisch immer heterogener werdenden Anwohnerschaft, was sich aus den Gesprächen „Am Treff“ entnehmen ließ. Um die Akteure der Sozial- und Kulturarbeit nicht zu überfordern, sollten auch aktiv Gelder für ehrenamtliches Engagement und Vereinsarbeit vor Ort zur Verfügung gestellt werden. In mehreren Stadtteilen von Halle (Saale) haben sich klar sichtbare Quartiersbüros mit Tauschecken, Bücherregalen oder einem niedrigpreisigen Getränkeangebot bewährt. Um eine Entwicklung neuer Begegnungsorte und damit das Zusammenwachsen der Anwohner*innen zu fördern, könnte in einem ersten Schritt eine noch gezieltere Befragung und

Musterauswertung der ansässigen Bedürfnisse erfolgen und im Anschluss daran die partizipative Ausgestaltung und Umsetzung der erarbeiteten Ideen.

In einigen Städten wie Karlsruhe oder Dessau-Roßlau konnten unter Einsatz der Methode „Reallabor“ in Kooperation von Stadt, universitären Forschungseinrichtungen sowie lokalen Akteur*innen und Bürger*innen vor Ort langfristig positive Entwicklungen angestoßen werden (z.B. Di Giulio & Defila 2018). Auch Halle-Neustadt und das Gebiet „Am Treff“ eignen sich aufgrund der Dynamiken und der demographischen Verjüngung des Stadtteils für solch einen Ansatz. Im Rahmen des Wettbewerbs „Zukunftsstadt“ wurden einige der Methoden, die auch in Reallaboren zum Einsatz kommen, bereits erprobt (vgl. Zierold 2019). Schlussendlich fehlt aber die konsequente und auf Langfristigkeit angelegte Umsetzung, die auch mit einem entsprechenden finanziellen und personellen Rahmen ausgestattet ist, um so die „Erforschung der kontinuierlichen und inkrementellen Veränderungspraktiken in städtischen Alltags [...] [mittels] systematische[r] Langzeitforschung zu einem Raum, Milieu oder Phänomen, mit breitem Methodenspektrum“ (Niewöhner 2014: 200) zu verwirklichen und Empfehlungen aus der Forschung vor Ort umzusetzen. Die Bevölkerungszahl der Stadt Halle (Saale) wächst wieder und muss sich zunehmend mit Fragen der Polarisierung und Gentrifizierung sowie mit Kämpfen um Bodenpreise und bezahlbaren Wohnraum für alle auseinandersetzen. Die beschriebenen Wandlungen, Spannungen und Aushandlungsprozesse vor dem Hintergrund der transformativen Potenziale in Halle-Neustadt aktiv zu begleiten, zu beobachten und letztlich stadtplanerisch und politisch zu unterstützen und damit einen Beitrag zur nachhaltigen, partizipativen Stadtgestaltung zu leisten, sollte das Ziel der nächsten Jahre sein.

13. Literaturverzeichnis

- Aehnelt, R. (2018): Baut auf, baut auf! Reißt ab, reißt ab! Der industriell errichtete Wohnungsbestand im Spannungsfeld von Marktprozessen, Interessen und Politik. In: Altrock, U.; Grunze, N. & Kabisch, S. (Hrsg.): Großwohnsiedlungen im Haltbarkeitscheck. Differenzierte Perspektiven ostdeutscher Großwohnsiedlungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-34.
- Albrow, M. (1997): Travelling Beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City. In: Eade, J. (Ed.): Living the Global City. London: Routledge, 37-55.
- Anderson, B.; Kearnes, M.; McFarlane, C. & Swanton, D. (2012): On assemblages and geography. In: Dialogues in Human Geography 2(2), 171-189.
- Benkel, T. (2010a): Vorwort: Das Bahnhofsviertel der Gesellschaft. In: Benkel, T. (Hrsg.): Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7-15.
- Benkel, T. (2010b): Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang. In: Benkel, T. (Hrsg.): Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-105.
- Bernt, M. (2019): Sonderfall Südpark? In: Pasternack, P. (Hrsg.): Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, Halle, 79-90.

- Bernt, M.; Colini, L. & Förste, D. (2017): Privatization, Financialization and State Restructuring in Eastern Germany: The Case of Am Südpark. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 41, 555-571.
- Bernt, M. & Hausmann, P. (2019): Studie zur kleinräumlichen Untersuchung sozialstruktureller Veränderungen in Halle (Saale). Erkner: Leibnitz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung.
- Böhmer, F. (2019): „Raus aus dem Block“ – Die Proteste im Südpark 2016 aus diskursanalytischer Sicht. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum*. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 91-104.
- Bourdieu, P. (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Dean, J. & Hastings, A. (2000): *Challenging images. Housing estates, stigma and regeneration*. Bristol: Policy Press.
- Di Giulio A. & Defila, R. (Hrsg.) (2018): *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dörfler, T. & Rothfuß, E. (2018): Lebenswelt, Leiblichkeit und Resonanz: Eine raumphänomenologisch-rekonstruktive Perspektive auf Geographien der Alltäglichkeit. In: *Geographica Helvetica* 73, 95-107.
- Dunkl, A.; Moldovan, A. & Leibert, T. (2019): Innerstädtische Umzugsmuster ausländischer Staatsangehöriger in Leipzig: Ankunftsquartiere in Ostdeutschland? In: *Stadtforschung und Statistik: Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker* 32(2), 60-68.
- Elias, N. & Scotson, J. L. (2002 [1965]): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- El-Kayed, N. & Hamann, U. (2018): Refugees' Access to Housing and Residency in German Cities: Internal Border Regimes and their Local Variations. In: *Social Inclusion* 6(1), 135-146.
- El-Mafaalani, A. & Kurtenbach, S. (2015): Das Raumparadoxon der Bildungspolitik. Warum Bildungsinvestitionen sozialräumlicher Segregation nicht entgegenwirken. In: El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (Hrsg.): *Auf die Adresse kommt es an ... – Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen*. Weinheim: Beltz Juventa, 254-263.
- El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (2015): Vorwort. In: El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (Hrsg.): *Auf die Adresse kommt es an ... – Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen*. Weinheim: Beltz Juventa, 9-15.
- Everts, J.; Juraschek, K. A.; Fleischmann, L. & Ringel, F. (2020): Ostdeutschland multikulturell und postmigrantisch. In: Becker, S. & Naumann, M. (Hrsg.): *Regionalentwicklung in Ostdeutschland. Dynamiken. Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie*. Wiesbaden: Springer, 235-247.
- Feldmann, S. (2019): „Heimat Halle-Neustadt“. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum*. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 37-51.
- Foroutan, N. (2019): *Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Friedrichs, J. (2015): Soziale Mischung als Kontext. In: El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (Hrsg.): *Auf die Adresse kommt es an ... – Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen*. Weinheim: Beltz Juventa, 43-54.
- Glorius, B. & Manz, K. (2018): Beyond the City of Modernism: a counter – narrative of industrial culture. In: *GeoScape* 12(1), 26-38.
- Gribat, N. & Huxley, M. (2015): Problem Spaces, Problem Subjects: Contesting Policies in a Shrinking City. In: Gualini, E. (Ed.): *Planning and Conflict. Critical Perspectives on Contentious Urban Developments*. Abingdon: Routledge, 164-184.

- Grunze, N. (2019): Halle-Neustadt im Kontext ostdeutscher Großwohnsiedlungen. In: Pasternack, P. (Hrsg.) (2019): Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 119-129.
- Hans, N.; Hanhörster, H.; Polívka, J. & Beißwenger, S. (2019): Die Rolle von Ankunftsräumen für die Integration Zugewanderter. Eine kritische Diskussion des Forschungsstandes. In: Raumforschung und Raumordnung 77(5), 511-524.
- Hanhörster, H. & Hans, N. (2019): Zusammenhalt im Kontext von Diversität und Fluktuation? Zur besonderen Rolle von Ankunftsquartieren. ILS-Working Paper. Dortmund: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH.
- Hastings, A. & Dean, J. (2003): Challenging images: tackling stigma through estate regeneration. In: Policy & Politics 31(2), 171-184.
- Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Helbig, M. & Jähnen, S. (2018): Wie brüchig ist die soziale Architektur unserer Städte? Trends und Analysen der Segregation in 74 deutschen Städten. Discussion Paper P 2018-001. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Hitzler, R. & Eberle, T.S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, U.; Kardorff, E. v. & Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung - Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, 109-118.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1988): Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 18(6), 496-501.
- Honer, A. (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Honer, A. & Hitzler, R. (2015): Life-World-Analytical Ethnography: A Phenomenology-Based Research Approach. In: Journal of Contemporary Ethnography 44(5), 544-562.
- Imilian, W. & Marquez, F. (2019): Urban Ethnography. In: Orum, A. (Ed.): The Wiley Blackwell Encyclopedia of Urban and Regional Studies. Chichester: John Wiley & Sons Ltd., 1-15.
- Jacobs, K.; Arthurson, K.; Cica, N.; Greenwood, A. & Hastings, A. (2011): The stigmatisation of social housing: findings from a panel investigation. AHURI Final Report, no.166. Melbourne: Australian Housing and Urban Research Institute.
- Jacobs, K. & Flanagan, K. (2013): Public housing and the politics of stigma. In: Australian Journal of Social Issues 48(3), 319-337.
- Jürgens, U. (2015): Aktuelle Fragen der Stadtsoziologie. In: Flade, A. (Hrsg.): Stadt und Gesellschaft im Fokus aktueller Stadtforschung. Konzepte-Herausforderungen-Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 61-99.
- Kurtenbach, S. (2015): Ankunftsgebiete – Segregation als Potenzial nutzen. In: El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (Hrsg.): Auf die Adresse kommt es an ... – Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen. Weinheim: Beltz Juventa, 306-328.
- Madden, R. (2017): Being Ethnographic. A Guide to the Theory and Practice of Ethnography. Los Angeles: SAGE.
- Meier Kruker, V. & Rauh, J. (2005): Arbeitsmethoden der Humangeographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Merton, R. K. (1995): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin: De Gruyter.
- Mettke, A. (2019): Alte Platte – Neues Design. Bauen im und mit dem Plattenbaubestand. In: Pasternack, P. (Hrsg.): Das andere Bauhaus-Erbe. Leben in den Plattenbausiedlungen heute. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 69-81.

- Nachtwey, O. (2016): *Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Niewöhner, J. (2014): Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110(2), 185-214.
- Noell, M. (2014): Das städtebauliche Abenteuer und der Tod der Stadt. Vergleichende Anmerkungen zu Halle-Neustadt. In: Reuter, J. (Hrsg.): *50 Jahre Halle-Neustadt. Positionen und Reflexionen aus Kunst und Design.* Halle (Saale): Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle, 126-135.
- Pasternack, P. (2019a): Drohende Strömungsabrisse – Das soziale und politische Profil Halle-Neustadts 2019. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum.* Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 61-71.
- Pasternack, P. (2019b): Das Betriebssystem einer sozialistischen Stadt – Halle-Neustadt 1964-1989: Eine Rekonstruktion. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum.* Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 25-36.
- Pasternack, P. (2019c): Lebendiger als manche Design-Innovation – und umstrittener. Die Plattenbausiedlung als verstecktes Erbe im Jubiläum „100 Jahre Bauhaus“. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Das andere Bauhaus-Erbe. Leben in den Plattenbausiedlungen heute.* Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 19-35.
- Pasternack, P. (2019d): Fünf Jahre nach dem 50-Jahre-Jubiläum. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum.* Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 9-22.
- Reda, J., & Runkel, S. (2019): Gewohnheiten und Routinen - praxistheoretische Zugänge zu Geographien des Alltags. In: Schäfer, S. & Everts, J. (Hrsg.): *Praktiken und Raum. Humangeographie nach dem Practice Turn.* Bielefeld: Transcript, 193-222.
- Reuter, I. L.; Veenstra, G.; Love, R.; Raphael, D. & Makwarimba, E. (2009): “Who Do They Think We Are, Anyway?": Perceptions of and Responses to Poverty Stigma. In: *Qualitative Health Research* 19(3), 297-311.
- Roloff, M. (2019): Kaleidoskop Südpark – Ein Interview mit Maike Fraas und Johanna Padge. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum.* Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 105-116.
- Saunders, D. (2011): *Arrival City: How the largest migration in history is reshaping our world.* London: William Heinemann.
- Stadt Halle/Saale (2017): *Sonderveröffentlichung Stadtteilkatalog 2017.* Halle (Saale).
- Vannini, P. (2015): Non-representational ethnography: new ways of animating lifeworlds. In: *Cultural Geographies* 22(2), 317-327.
- Wassenberg, F. (2004): Large social housing estates: From stigma to demolition? In: *Journal of Housing and the Built Environment* 19, 223-232.
- Welz, G. (2010): Das Frankfurter Bahnhofsviertel als ethnografischer Ort. Zum Wandel der Feldkonstruktion in der kultur-anthropologischen Stadtforschung. In: Benkel, T. (Hrsg.): *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 307-322.
- Whyte, W. F. (1993 [1943]): *Street corner society. The social structure of an Italian slum.* Chicago: The University of Chicago Press.
- Yildiz, E. (2015): Vom Segregationsdiskurs zur urbanen Alltagspraxis. In: El-Mafaalani, A.; Kurtenbach, S. & Strohmeier, K.P. (Hrsg.): *Auf die Adresse kommt es an ... – Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen.* Weinheim: Beltz Juventa, 294-305.
- Zierold, S. (2019): Zukunftsstadt halle.neu.stadt 2050 – Die Rolle der Wissenschaft bei der Beteiligung Halles am Wettbewerb Zukunftsstadt. In: Pasternack, P. (Hrsg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum.* Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 131-147.